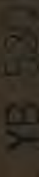
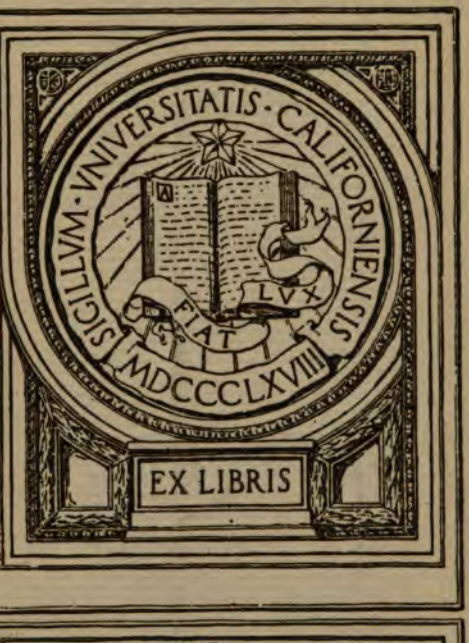

UC-NRLF
$B 316 392


YB 53019


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Nord- und Südgermanen.

Leben und Lieben

in

Dänemark.

Von

Paul Lietzow.



Berlin.
B. Behr's Buchhandlung (E. Bock).
27. Unter den Linden.
1871.

BERNARD MOSES

Nord- und Südgermanen.

Leben und Lieben

in

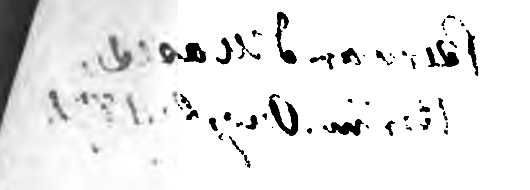
Dänemark.

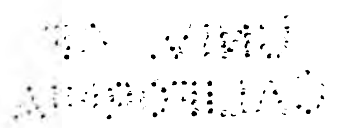
Von

Paul Lietzow.



Berlin.
B. Behr's Buchhandlung (E. Bock).
27. Unter den Linden.
1871.



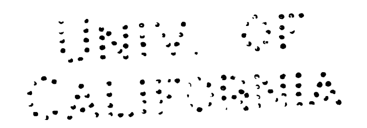


Nordgermanien und Südgermanien.

Was er uns gab, das nahm er, der Krieg -- des Gestade der Wenden!
Gustav's des Siegenden Erb', o wie zersplitterte das!
Aber es suchen sich noch die beiden germanischen Schwestern,
Zwischen verschwisterte Brüst' dränget das Meer sich umsonst.
Hörst Du der Wogen Geseufz? Es rufet die Schwester der andern,
Denkt der Geliebten Gestalt, lauscht auf der Fehlenden Wort.
Und sie streiten nicht mehr; sie denken und dichten zusammen.
Stürm' denn, du blauende See! Geister die trennest Du nicht.

Tegnér (übers. von Mohnike).

Inhalt.



1.

Die plaudernden Büchertitel.

Wunderbare Abendlüfte!
Wohin zieht ihr meinen Sinn?
Laue, milde Blumendüfte,
O sagt an, wo wallt ihr hin?
Schwebt ihr über Meer und Strand,
Nach dem theuren Vaterland?
Wollt ihr nicht auf euren Schwingen
Dorthin meine Seufzer bringen?

Adam Oehlenschläger.

An dem ersten Julisonntage des ereignißreichen Sommers von 1866, in den ersten Nachmittagsstunden, langte ein Eisenbahnzug verwundeter preußischer Soldaten auf dem Anhalter Bahnhof in Berlin an. Die hier stationirten Aerzte und Stadtbezirks-Abgeordneten übernahmen es, die jetzt Kampfunfähigen in Civil- und Militairkrankenhäuser weiterzuschaffen oder sie gestatteten mildthätigen Privatpersonen, eine beliebige Anzahl mitzunehmen und auf eigene Kosten ärztlich behandeln zu lassen.

Ein ziemlich bejahrtes Fräulein nahm zwei verwundete Krieger mit in ihre Wohnung, begab sich dann aber sofort zu ihrer Flurnachbarin und sagte zu ihr: „Frau Thiele, da mein Vetter, der Referendar, sich jetzt bei der Armee in Böhmen befindet, so überlassen Sie mir, bitte, sein Zimmer bis morgen früh, damit sich dort zwei Verwundete vor ihrer Aufnahme in ein Lazareth ein wenig ausruhen."

Frau Thiele, eine tüchtige, flinke, entschlossene und auch menschenfreundliche Frau, Mutter von drei Kindern, war damit einverstanden. Bald waren zwei weiße Betten in dem schmucken Zimmer des Referendars aufgestellt, und gleich darauf ruhten die ermatteten Glieder unserer Krieger auf den weichen Kissen.

Obgleich unbedingte Ruhe, vielleicht ein kurzer Schlummer, jetzt die beste Arznei für die Beiden gewesen wäre, so waren ihre Betten doch bald von einer Anzahl Mitleidiger umgeben. Da erschien zuerst Frau Thiele, um verschiedene Erfrischungen herbeizubringen, in Begleitung ihrer drei kleinen Kinder, zu denen sich bald nachher auch ihr Vater gesellte. Dann aber kam auch das bejahrte Fräulein, die sonst alle Männer floh, die es sonst einer Todsünde gleich achtete, das Schlafzimmer eines Mannes zu betreten. Heute that Fräulein Thusnelda Bückeburg nicht allein diesen unerhörten Schritt, sie brachte sogar noch vier ihrer Obhut anvertraute Fräulein und ein unschuldiges „Mädchen für Alles“ mit, die sie sonst stets ängstlich und streng von dem Verkehr mit Männern absperrte.

Von den vier Fräulein, die sich sämmtlich bei Thusnelda in Pension befanden, waren zwei Schwestern Clavierlehrerinnen — nebenbei bemerkt: mit wenig Aussicht auf Civilversorgung, d. h. eine angemessene Heirath —; die dritte, die nur vorübergehend in Berlin wohnte, war schon längst über „die schöne Zeit der jungen Liebe“ hinaus. Uebrigens benutzte sie ihre sehr beträchtliche Rente, um das Leben so zu genießen, wie es unter gebildeten Leuten Brauch ist. Sie cultivirte namentlich das reiche Feld des musikalischen Wissens, nahm noch Clavierunterricht und

verschaffte sich alle die musikalischen Genüsse, an denen Berlin so reich ist.

Was endlich das vierte Fräulein betrifft, so war sie die einzige Rose zwischen lauter Astern. Sie zählte erst achtzehn Jahre. Ihr gut situirter Vater, der in dem fernen Stockholm wohnte, hatte sie aus diesem nordischen Venedig zu weiterer musikalischer Ausbildung nach Berlin geschickt. Das junge Mädchen besaß eine große Fertigkeit im Pianofortespiel; dazu hatte die Natur sie mit einer Gesangstimme von großer Stärke und seltenem Wohlklang ausgestattet. —

Nachdem die sechs Jungfrauen und Frau Thiele sich ziemlich lange Zeit mit den verwundeten Kriegern unterhalten hatten, zogen sie sich in ihre respectiven Zimmer zurück. Die junge Schwedin folgte der Frau Thiele. Der deutschen Sprache ein wenig mächtig, plauderte sie mit ihr, so weit ihre Sprachkenntnisse reichten; dann ging sie in dem hohen, geräumigen Wohnzimmer umher und betrachtete die Möbel. Vor einem Bücherschrank verweilte sie längere Zeit, indem sie durch die klaren Glasscheiben desselben die vielen Goldtitel las. Bei der dritten Bücherreihe angekommen, fuhr sie plötzlich wie electrisirt zusammen, ihre Augen nahmen den Glanz an, den nur eine große Freude verleiht, ihre gewöhnlich blassen Wangen rötheten sich lebhaft.

Das dritte Fach enthielt nur Bücher in deutscher, dänisch-norwegischer und französischer Sprache über die drei nordischen Königreiche: Schweden, Norwegen, Dänemark.

Das Fräulein machte eine schnelle Kehrtwendung, eilte zu der erstaunten Frau Thiele und rief: „Nein, das ist

ein Wunder! Dort stehen eine Menge so reizender Bücher, die alle von meinem Vaterlande, alle von Schweden oder den beiden Bruderländern handeln. O, sagen Sie, wem gehören diese Bücher?"

Die Frau erwiderte: „Meinem Chambregarnisten, Herrn George Armand, einem jungen Sprachlehrer. Aber Sie sind ja ganz aufgeregt, liebes Fräulein; was ist Ihnen denn?"

„O, nichts. Ueberraschung, Freude, Sehnsucht nach der Heimath, nach den Inseln des Mälarsee treibt mir das Blut schneller durch die Adern, läßt mir das Herz heftiger klopfen. Fast ein volles Jahr lebe ich in Berlin. Meine Empfehlungen führten mich in zahlreiche Familien, in glänzende Kreise ein. Man bewunderte meine Talente, beklatschte mein Spiel; man sagte mir Schmeicheleien wegen meines Gesangsvortrags. Altersgenossinnen, junge und alte Herren drängten sich mit vielen faden Redensarten um mich her. Der Eine fand es für nöthig, meine „zierlichen Hände" zu preisen; der Andere sagte: „Welch wundervolles blondes Haar Sie haben, mein Fräulein." Wenn ich aber dann höchstens erwiderte: Wir Schweden sind fast Alle blond, so fiel es Niemandem ein, mit mir ein wenig von meinem Vaterlande zu sprechen. Ueberall trat mir Gleichgültigkeit und Geringschätzung entgegen. Niemand wußte Skandinavien oder seine Sprachen zu schätzen. Deshalb dachte ich erst heute noch mit Freude daran, daß ich mein geliebtes Vaterland in vier Wochen wiedersehen würde, um hoffentlich für immer dort zu bleiben — da entdecke ich durch einen wunderbaren Zufall, daß es in dem großen Berlin doch wenigstens Einen Menschen giebt, der Schweden zu schätzen

weiß. Ach, es ist der erste, der einzige Freund, den ich hier finde! Diese Büchertitel reden lauter wie Worte. Doch, sagen Sie Frau Thiele, ist der junge Herr ausgegangen? Wird er bald wiederkommen? Ich möchte ihn doch zu gern einmal sprechen."

Die Frau entgegnete: „Herr Armand benutzt das schöne Wetter, um sich in unserm Thiergarten zu ergehen. Der arme Schelm! Der Sonntag ist sein einziger Erholungstag; an Wochentagen wird seine ganze Zeit durch Unterrichtgeben und schriftliche Arbeiten in Anspruch genommen. Er muß alle Stadtgegenden durchlaufen. Des Morgens geht er früh fort, um erst um acht Uhr Abends zu Haus zu kommen, zwar müde und abgespannt, aber ganz lustig. Mit seiner Heiterkeit steckt er stets seine Umgebung an. Er lacht aber auch so herzlich, so aus ganzer Seele, daß Jeder mit einstimmen muß, er mag wollen oder nicht."

„Besten Dank für Ihre Mittheilungen, Frau Thiele; einstweilen Adieu. Auf baldiges Wiedersehen!"

2.

Getäuschte Erwartung.

Ein Fichtenbaum steht einsam
Im Norden auf kahler Höh',
Ihn schläfert; mit weißer Decke
Umhüllen ihn Eis und Schnee.

Er träumt von einer Palme,
Die, fern im Morgenland,
Einsam und schweigend trauert
Auf brennender Felsenwand.

Heinrich Heine.

Die junge Schwedin verließ die Thiele'sche Wohnung; nach drei Schritten über den Flur hatte sie ihr Zimmer erreicht. Eine Minute später saß sie bei den übrigen vier Damen. „Denken Sie blos, Fräulein Thusnelda," begann sie sogleich, „was ich drüben bei Frau Thiele für eine Entdeckung gemacht habe!"

„Und die wäre?" fragten alle vier Damen wie aus **einem** Munde.

„In dem Zimmer neben den Verwundeten steht nämlich ein niedlicher Bücherschrank mit blanken, klaren Glasscheiben, durch welche mir viele, viele Büchertitel in Goldschrift entgegenlachten. Ich trete näher, lese einen Titel nach dem andern, und da bemerke ich zu meiner größten Freude, daß ein ganzes Fach nur Bücher über mein Vaterland oder von schwedischen Schriftstellern enthält. Nicht wahr, meine Damen, dies läßt doch vermuthen, daß der

Eigenthümer, der bei unserer Nachbarin wohnt, eine große Vorliebe für Schweden hegt?"

„Das allerdings," bemerkte Fräulein Thusnelda, „obgleich mir die Vorliebe für den kalten, farbenarmen Norden räthselhaft erscheint."

Die übrigen Fräulein lächelten. Unmuthig, schmollend erhob sich die junge Schwedin, setzte sich an den Bechstein'schen Flügel und spielte einige Passagen. Bald glättete sich ihre Stirn wieder. Sie intonirte und sang sodann die Meditation über Sebastian Bach's erstes Präludium von Gounod mit glockenreiner, wunderbar schöner Stimme, so daß den Zuhörerinnen vor Rührung die Thränen in die Augen traten. Als der letzte Ton verklungen war, riefen alle Vier: „Bravo, liebe schwedische Nachtigall!"

Diese schloß das Instrument und dankte für den Beifall; dann setzte sie sich mit einer Nummer der „Gothenburger Handels- und Schifffahrtszeitung" an's Fenster und versuchte zu lesen. Als Fräulein Thusnelda und die drei anderen Damen das Gesellschaftszimmer verließen, eilte die Schwedin wieder zu der Nachbarin hinüber. Fragend sah sie sich in deren Stube um. Als sie Niemand entdeckte, umflorten sich ihre Augen. Nachdem sie noch einige Zeit vor dem Bücherschrank verweilt hatte, ging sie in ihr Zimmer zurück, wo sie wieder vor dem Flügel Platz nahm. Ein Lauscher hätte jetzt wehmüthige Melodien vernommen. Das junge Mädchen spielte einige jener schwedischen Nationallieder, die der Melancholie ihrer Heimath lebendigen Ausdruck verleihen.

Erst um neun Uhr Abends kehrte der junge George Armand in seine Wohnung bei Frau Thiele zurück. Nachdem er auf seinem Zimmer sein Abendbrod verzehrt hatte, nahm er seiner Gewohnheit nach ein gutes Buch zur Hand und suchte dann die Ruhe auf. Als er am andern Morgen an sein Tagewerk gehen wollte, theilte ihm seine Wirthin mit, daß ein junges Fräulein aus Schweden sich im Laufe des gestrigen Nachmittags dreimal gemeldet hätte, um ihn zu sprechen. Schließlich habe sie versprochen, am Montag — also heute — Abend acht Uhr herüberzukommen. Frau Thiele ermangelte nicht, ihrem Miether die näheren Umstände, die wir bereits wissen, mitzutheilen.

Der junge Sprachlehrer ward durch diesen Bericht in große Erregung versetzt. Er schalt sich einen Pechvogel, dem wieder einmal eine Gelegenheit, sich genußreich zu unterhalten, entgangen sei. Daß der Anblick seiner Bücher über Skandinavien seine Nachbarin in solches Entzücken versetzt habe, machte ihm große Freude. Mit Sehnsucht wünschte er den Abend herbei, der eine für ihn sehr interessante Bekanntschaft herbeiführen sollte.

Dem Leser sind wir es schuldig, ihn näher mit dem jungen Manne bekannt zu machen. George Armand, der sein vierundzwanzigstes Lebensjahr fast vollendet hatte, stammte aus einer reformirten französischen Familie, die bei der Aufhebung des Edict von Nantes Seitens Ludwig's XIV. Frankreich verlassen und sich nach dem Staat des großen Kurfürsten von Brandenburg gewandt hatte. George Armand war daher trotz seines französischen Namens ein Deutscher. Wenn auch sein dunkles Augenpaar, überwölbt von schwarzen Brauen, sowie das braune Haupthaar und der gut gepflegte, starke Schnurr- und

Knebelbart den Südländer in ihm vermuthen ließen, so war sein Herz doch durch und durch deutsch. In der Riesenstadt Berlin lebte er seit vier Jahren. Die ersten zwanzig Jahre seines Lebens hatte er in einem Städtchen der Provinz Pommern zugebracht, wo sein Vater Elementarlehrer gewesen war. In seinem zehnten Jahre hatte er das Unglück gehabt, seine Eltern zu verlieren. Ein Vorgesetzter seines Vaters, der Conrector Berndt, nahm sich des verwaisten Knaben mitleidig an und wurde sein zweiter Vater. Er unterrichtete ihn in allen Zweigen nützlichen und praktischen Wissens, besonders in der französischen Sprache, welche sich der Conrector, gleich der arabischen, durch mehrjährigen Aufenthalt in Frankreich und Algerien angeeignet hatte.

Seit seinem siebzehnten Jahre mußte George in einer Unterklasse deutschen und französischen Unterricht ertheilen. Gleich nach Vollendung seines zwanzigsten Lebensjahres sollte er endgültig als Lehrer angestellt werden. Da traf ihn ein neuer, schwerer Unglücksschlag: Sein verehrter Pflegevater verstarb Ende April 1862 plötzlich am Schlagfluß. Nach dem traurigen Act der Beerdigung vermochte den jungen Mann nichts mehr an die kleine Stadt zu fesseln. Er schnürte also sein Bündel und begab sich nach der Landeshauptstadt Berlin, dem Gegenstande seiner jugendlichen Sehnsucht, wo er sich als Privatlehrer niederließ. Nach Ueberwindung verschiedener Schwierigkeiten hatte er so viele Schüler, um in bescheidener Weise sein Leben zu fristen. Mit der Zeit besserten sich seine Einnahmen mehr und mehr, so daß er einer Lieblingsneigung folgen und sich eine kleine Bibliothek anschaffen konnte. Daß er viele Bücher — Reisewerke und geschichtliche — über die

skandinavischen Länder kaufte, hatte folgenden Grund: Geographie und Geschichte waren stets seine Lieblingswissenschaften gewesen. Außer der deutschen Geschichte, die er ganz genau kannte, interessirte ihn die schwedische am meisten. Für Gustav I. Wasa und Gustav II. Adolf hatte er schon als Kind geschwärmt. Als nun der Conrector Berndt mit ihm „histoire de Charles XII, roi de Suède, par Voltaire" las, da wurde Schweden für ihn ebenso interessant, ja, es wurde ihm fast so lieb, wie sein deutsches Vaterland. So wurde ihm die bunte, abenteuerreiche schwedische Geschichte ganz geläufig. Jedes neu erscheinende Reisebuch über Schweden mußte er studiren. Er wußte, welche Eisenbahnlinien dort angelegt wurden, kannte die Kanäle, Dampfschiffsrouten und die Einwohnerzahl der Städte. Er orientirte sich über Stockholm und seine Umgebung so genau, wie nicht alle dort Lebenden; ja er unterrichtete sich über die schwedische Wehrverfassung und die Eintheilung des schwedischen Heeres. Für den regierenden König Karl XV. hegte er eine lebhafte Verehrung; einmal, weil dieser Monarch, gleich ihm, französischer Abkunft war, dann aber, weil er seinen Reichen, Schweden und Norwegen, die volle verfassungsmäßige Freiheit ließ; endlich, weil König Karl, gleich seinem Bruder, dem Prinzen Oskar, als Dichter glänzte und als Militairschriftsteller eine so bedeutende Stellung einnahm, daß seine Schriften in die europäischen Hauptsprachen übersetzt wurden.

George Armand, der sich, wie oben bemerkt, ganz als Deutscher fühlte, betrachtete die übrigen germanischen Völkerstämme jenseit des baltischen Meeres, die Schweden, Norweger und Dänen, als die natürlichen Bundesgenossen

Deutschlands. Da es bei ihm fest stand, späterhin die Bekanntschaft jener Länder und Völker zu machen, zu denen eine innige Sympathie ihn hinzog, so beschloß er, entweder die dänische oder die schwedische Sprache zu erlernen. Die nähere Untersuchung überzeugte ihn, daß es nicht schwierig sein würde, das Dänische durch eigene Arbeit, ohne Lehrer zu erlernen, während sich das Schwedische schwieriger erwies. George lernte daher die dänische Sprache, welche mit geringen Abweichungen auch in Norwegen gebräuchlich ist. Er machte bei diesem neuen Studium so gute Fortschritte, daß die dänische Literatur ihm bald ebenso erschlossen war wie die deutsche und französische.

3.

Eine unsichtbare Schönheit.

Dem stillen Hause blick' ich zu,
Gelehnt an einen Baum;
Dort liegt sie wohl in schöner Ruh'
Und glüht in süßem Traum.

Ludwig Uhland.

Die achte Abendstunde war endlich erschienen. George saß erwartungsvoll in seinem Zimmer am Tisch, seiner Wirthin gegenüber, die der Unterhaltung mit dem in Aussicht stehenden Besuch beiwohnen sollte, damit das Fräulein doch ihrer Aebtissin — wie der junge Lehrer Fräulein Thusnelda gern nannte — sagen könne, sie habe Frau Thiele besucht.

„Pünktlich ist sie nicht," sagte er, als die Uhr halb Neun zeigte. Es ward drei Viertel Neun und schlug Neun. Langsam verging ihm eine weitere halbe Stunde. „Sie kommt heute nicht," sagte er dann enttäuscht, „und ich hatte verschiedene schöne Bücher bei der Hand, um sie ihr zu zeigen. Weshalb blieb sie wohl aus?"

Frau Thiele antwortete: „Wahrscheinlich ist irgend ein ernstliches Hinderniß eingetreten; gewiß hat die Aebtissin sie zurückgehalten."

George hatte sich den ganzen Tag so auf diese Zusammenkunft gefreut, daß es ihm wenig tröstlich erschien, noch weitere vierundzwanzig Stunden darauf warten zu

müssen. Als er sich zur Ruhe begeben hatte, floh ihn der Schlaf. Fortwährend malte sich seine Phantasie diese erste Begegnung mit einer jungen Schwedin aus. Endlich schlief er ein.

Der nächste Tag verging ihm wieder in peinlicher Erwartung. Von acht bis neun Uhr Abends wiederholte sich die Situation von gestern. Um halb Zehn brachte ihm Frau Thiele eine Botschaft. Sie erzählte: „Soeben war das Dienstmädchen von drüben bei mir. Das Fräulein läßt sich entschuldigen, da sie seit gestern Mittag heiser sei. Sie würde aber herüberkommen, sobald es ihr Zustand erlaube."

Am andern Morgen (Mittwoch) sagte George zu seiner Wirthin, indem er ihr ein kleines Packet übergab: „Da unsere junge Nachbarin Ihnen gegenüber am Sonntag geäußert hat, Schweden würde in Deutschland so wenig geachtet, daß sogar nur wenige schwedische Bücher in's Deutsche übersetzt würden, so will ich sie von dieser Meinung bekehren. Seien Sie so gut und bringen Sie diese beiden Bücher mit meiner Karte an das Fräulein. Es ist das „Album nordgermanischer Dichtung", eine Anthologie der dänischen, norwegischen, schwedischen und finnischen Dichter, und Gedichte von C** (König Karl XV.), aus dem Schwedischen von A. von Winterfeld übersetzt."

Als George seine Wirthin am Abend wiedersah, fragte er lebhaft: „Nun, wie geht es dem Fräulein?"

Frau Thiele berichtete: „Unsere Nachbarin muß auf Befehl des Arztes jetzt das Bett hüten; sie leidet an einer Halsentzündung. Ueber die Bücher hat sie sich sehr gefreut; sie wollte sie sofort lesen. Als sie auf der Visitenkarte Ihren Namen las, sagte sie: welch' ein

schöner Name, George Armand! O, das muß ein recht guter Herr sein. Ich bin ihm für diese Sendung recht dankbar."

Ueber diese Mittheilung freute George sich außerordentlich. Er gab sich der Hoffnung hin, die junge Schwedin nun doch bald von Angesicht zu Angesicht zu sehen. So vergingen mehrere Tage. An jedem Abend fragte er seine Wirthin: „Was haben Sie aus dem Pensionat erfahren?" oder „wie geht es der Tochter der Halbinsel?"

Frau Thiele hatte leider nichts in Erfahrung bringen können, so daß unser Schwedenfreund ungeduldig ausrief: „Ist denn das Pensionat drüben ein Gefängniß? — Fast scheint es so, da weder etwas hinaus noch hinein kann."

Am nächsten Sonntage verließ er seine Wohnung nur auf ganz kurze Zeit, stets in der Hoffnung, seine Nachbarin zu sehen. Doch der Tag verging, bis sich endlich um neun Uhr Abends die Thür öffnete. Doch nicht die Ersehnte erschien, sondern Fräulein Thusnelda, die tugendstrenge Priorin des Jungfrauenstifts. Sie kam blos, um der Frau Thiele im Auftrage ihres Vetters die Zimmermiethe zu entrichten. Bevor sie sich empfahl, trat George frisch, fromm, frei an sie heran und sagte: „Um Vergebung, mein Fräulein! Wie ich durch Frau Thiele erfahren, wohnt bei Ihnen ein junges Fräulein aus Schweden. Da ich eine große Anzahl Bücher über deren Vaterland besitze, so erlaube ich mir, der Dame das beste über Schweden erschienene Buch zur Durchsicht anzubieten." Bei diesen Worten legte George dem Fräulein mit dem unbestimmbaren Alter einen wunderschönen braunen Reliefband mit reicher Goldverzierung vor. Fräulein Thusnelda,

der die größte Prüderie auf dem Gesicht geschrieben stand, deren Lächeln selbst etwas starres, eisiges hatte, war durch die unerwartete Attake etwas betroffen. Nichtsdestoweniger machte sie ein ziemlich freundliches Gesicht und entgegnete: „Das schwedische Fräulein ist jetzt unpäßlich; um so gelegener wird ihr daher ein gutes Buch kommen.“ Damit nahm sie den eleganten Band und entfernte sich, von George bis auf den Flur begleitet.

Am nächsten Morgen, als Letzterer nicht mehr zu Hause war, erschien die älteste Pensionsdame bei Frau Thiele. „Meine Freundin,“ sagte sie ihr, „hat das durch Fräulein Thusnelda übersandte schöne Buch mit großer Freude empfangen; sie läßt Herrn Armand verbindlich für seine Aufmerksamkeit danken und wird nicht verfehlen, nach Wiederherstellung ihrer Gesundheit dies persönlich zu thun.

George war bei der Meldung dieser schwedischen Botschaft äußerst erfreut; er hoffte nun von Tag zu Tag den ersehnten Besuch zu erhalten. Der größte Theil der Woche verging wieder, ohne daß sich sein Wunsch erfüllte und ohne daß eine Nachricht aus dem „Kloster“ kam. Das machte den lebhaften jungen Mann so ungeduldig, daß er einen Versuch wagte, sich bei der Nachbarin in Erinnerung zu bringen. Er schrieb ein zierliches Briefchen an sie, in welchem er die Hoffnung aussprach, bald ihre persönliche Bekanntschaft zu machen. Gleichzeitig stellte er ihr zu ihrer Erheiterung ein humoristisches dänisches Buch zur Verfügung. Der Brief war in dänischer Sprache, unter Anwendung der schwedischen Orthographie, abgefaßt, einestheils aus Galanterie, anderntheils um fremden Personen das Lesen desselben unmöglich zu

machen. Thusnelda's dienendes Mädchen beförderte ihn an seine Adresse.

Zwei Tage später, an einem Sonntagabend, ward Frau Thiele durch dies Mädchen ersucht, zu dem jungen Fräulein zu kommen. Als George kurze Zeit nachher sein Zimmer betrat, fand er auf dem Tisch eine Visitenkarte mit dem Namen

Ina Sjöberg *)

Auf der Rückseite standen von einer sehr zierlichen Handschrift die Worte: „Med tusen tacksägelser! Edra svenska böcker hafva gjort mig mycken glädje.“ (Deutsch: Mit tausend Danksagungen! Ihre schwedischen Bücher haben mir viel Freude gemacht.) Beigefügt war die nordische Dichtersammlung und die Gedichte von C**. Letztere hatte das Fräulein, um den Einband zu schonen, mit einem weißen Papiereinschlag versehen und mit Bleistift darauf geschrieben: Dikter af Kung Karl (Gedichte des Königs Karl).

George Armand war hoch erfreut, einige Zeilen von seiner schwedischen Nachbarin und noch dazu in ihrer Muttersprache zu besitzen. Frau Thiele erzählte ihm, sie habe Fräulein Ina noch leidend angetroffen und unter dem Eindruck einer Gemüthserregung. Ihre Hofmeisterin, Jungfrau Thusnelda, habe ihr nämlich eine Scene gemacht, weil sie, die jetzt leider weder spielen noch singen dürfe, Bücher lese, die ein freundlicher Nachbar ihr geliehen. „Es passe sich in einem Damenpensionat nicht, Bücher von jungen Herren anzunehmen.“ Schließlich habe die junge Schwedin aufgebracht ausgerufen: „Wie

*) Im Schwedischen wird Sj gleich unserm Sch ausgesprochen, Sjöberg also Schöberg. D. Verf.

abscheulich, wie lächerlich und wie inconsequent dabei von Fräulein Thusnelda, da sie mir vor acht Tagen selbst ein Buch mit herübergebracht hat! Nun, ich werde mich an sie nicht kehren; ich werde in den nächsten Tagen zu Ihnen schicken und mir das von Herrn Armand zur Verfügung gestellte humoristische Buch abholen lassen."

Dies geschah am nächsten Mittwoch. Seitdem hörte George nur, daß Fräulein Sjöberg auf dem Wege der Genesung sei. Jeden Abend erwartete er, sie werde bei ihm eintreten; aber vergebens.

In dem Herzen des jungen Mädchens entspann sich unterdeß ein Kampf zwischen dem Gefühl der Dankbarkeit, jungfräulicher Schüchternheit und der Convenienz, jenem kalten Gesetzcodex, der dem guten Herzen so wenig erlaubt. Ina Sjöberg sehnte sich danach, den einzigen jungen Mann kennen zu lernen, der ihrem Vaterlande lebendige und warme Sympathien entgegenbrachte. Seit dem Tage ihrer Genesung war sie schon einige Mal im Begriff gewesen, die wenigen Schritte zu ihm über den Flur zu gehen. Mädchenhafte Scheu ließ sie jedesmal wieder umkehren. Einmal kehrte sie vor der Thür der Frau Thiele wieder um. Das zweite Mal kam sie bis in das Vorzimmer und entfernte sich nach wenigen an die Frau gerichteten Worten. Das dritte Mal erschien sie in Begleitung ihrer Freundin, um ein von George entliehenes Buch zurückzugeben. Sowie sie aber im Vorzimmer die Schritte des jungen Mannes hörte, drückte sie das Buch der Frau Thiele in die Hand und eilte, scheu wie ein Reh, hinter die halb geöffnete Thür des Pensionats, von wo aus sie ihn während einiger Minuten

beobachtete, während dieser nur ihr reiches, hellblondes Haar und ihr graues Seidenkleid sehen konnte. George gab unter diesen Umständen fast alle Hoffnung auf, sie einmal zu sprechen.

4.

Begegnung und Trennung.

> Du bist wie eine Blume,
> So hold und schön und rein;
> Ich schau' dich an und Wehmuth
> Schleicht mir in's Herz hinein.
>
> Mir ist, als ob ich die Hände
> Auf's Haupt dir legen sollt',
> Betend, daß Gott dich erhalte
> So rein und schön und hold.
>
> H. Heine.

Fräulein Ina Sjöberg war ihrem Nachbar in ihrem Herzen recht dankbar. Sie fühlte es, daß es schicklich sei, ihm dies persönlich zu sagen; aber doch erschien ihr die Ausführung dieses löblichen Vorhabens als ein außerordentlicher Schritt, den sie von Tag zu Tag verschob. Da sie recht gut wußte, daß George von sieben Uhr Morgens an außer dem Hause sei, ging sie endlich eines Vormittags zu seiner Wirthin hinüber. Nach einigen Worten über die Gesundheit und das Wetter begann Frau Thiele: „Sie sind mir stets ein willkommener Besuch, Fräulein Ina; aber warum geben Sie mir nicht auch eines Abends die Ehre? Dann ist Herr Armand auch da, der, wie er sagt, sich so gern mit Jemandem über Schweden unterhält. Da aber der Monat Juli fast ganz verstrichen ist, so hat er jetzt alle Hoffnung aufgegeben, Sie zu sprechen."

Die junge Schwedin wurde vor Verlegenheit roth und erwiderte: „Ina ist ein böses Mädchen. Sagen Sie indeß Herrn Armand, daß ich ihn vor meiner Rückreise nach Stockholm noch jedenfalls in Ihrem Beisein besuchen würde.“ —

Am Abend des 1. August erhielt der junge Lehrer die Mittheilung, daß das Fräulein bald erscheinen würde. Wie oft hatte er gewünscht, gehofft, sie zu sehen. Jetzt, da sie endlich erscheinen wollte, klopfte ihm doch das Herz stärker. Sowie es Neun geschlagen, hörte er durch das Nebenzimmer ein Kleid heranrauschen. Gleich darauf stand Fräulein Ina im Wohnzimmer. George erhob sich schnell und trat ihr mit einer Verbeugung entgegen. Sie machte nach schwedischer Sitte einen Knix und fragte in ihrer Muttersprache: „Ich habe wohl das Vergnügen, Herrn George Armand zu sprechen?“

Dieser erwiderte in dänischer Sprache: „Gewiß, mein geehrtes Fräulein, der bin ich.“ Darauf machte sie den Vorschlag, die Unterhaltung Deutsch zu führen, damit die gute Frau Thiele auch daran theilnehmen könne. Ina sprach zur Noth auch etwas Deutsch. Die von ihr erlernten Worte und Redewendungen wußte sie gut anzubringen; dabei hatte sie eine liebliche, wohlklingende Aussprache, so daß George Musik zu hören meinte. — Die schwedische Sprache zeichnet sich bekanntlich durch großen Wohlklang aus, weshalb es in der That ein Vergnügen ist, einen Schweden oder noch besser eine Schwedin reden zu hören. —

Die lebhaft werdende Unterhaltung dauerte eine Stunde; für George's Neigung freilich viel zu kurze Zeit. Sie brachte ihm das zuletzt entliehene Buch zurück und sagte mit einem unbeschreiblichen Liebreiz in Ton

und Geberde: „Als ich am ersten Tage meiner Krankheit Ihre Bücher erhielt, war ich sehr glücklich.“

„Darauf wandte sich die Unterhaltung auf Schwedens Land und Volk und die schwedische Literatur. Da war George in seinem Elemente; er wußte auf Alles zu antworten und brachte Bücher und Abbildungen in Menge herbei. Als er ihr ein Bild zeigte, den Husquarna-Wasserfall bei Jönköping darstellend, rief sie aus: „O, an Wasserfällen, groß und prächtig, sind Schweden und Norwegen so reich!“

In dieser Weise verfloß die Stunde schnell. Um zehn Uhr verabschiedete sie sich. Die beiden jungen Leute riefen sich in schwedischer und dänischer Sprache ein herzliches Lebewohl zu. Ina versprach George auch, in einiger Zeit an ihn zu schreiben. Dann begleitete er sie noch bis an die Thür des Pensionats; diese schloß sich und Ina war für ihn verschwunden. Am nächsten Morgen trat sie unter dem Schutz eines Verwandten aus Stockholm ihre Reise an.

Vor George's geistigem Auge blieb ihr Bild stehen. Ihre schnelle Abreise konnte er nur wie einen schmerzlichen Verlust beklagen; denn in dieser Schwedin vereinigte sich Alles, was ihm als Ideal einer Jungfrau vorschwebte: Bildung, Talent, Anmuth, Liebenswürdigkeit an Geist und Schönheit des Körpers. Sie hatte in ihrem Benehmen etwas so Kindliches und Naives, daß es auf ihn einen tiefen Eindruck machte. Sie war ein echtes Kind des Nordens, groß und schlank, von zierlichen Formen. Der Kopf war untadelhaft in allen seinen Verhältnissen und von dem reichsten goldfarbigen Haar umwallt. Die Gesichtsfarbe war weiß und vom zartesten Roth ange-

haucht; die großen beredten Augen vom schönsten Blau, Spiegel eines unschuldigen Herzens, eines unverdorbenen Gemüths. Sie bildete so den schärfsten Gegensatz zu George Armand, der zwar auch regelmäßige Züge besaß und von zierlichem Körperbau war, aber, wie oben bemerkt, den Eindruck eines Südeuropäers machte. Doch ebenso wie sich die Extreme berühren, so ziehen sich die Contraste an. Diese alte Wahrheit bestätigte sich hier auf's Neue.

5.

Ein gemüthliches altes Haus.

Ungeheure Heiterkeit ist meines Lebens Regel.
L. Schneider.

Nach Ina's Abreise setzte George wieder seine gewohnte Lebensweise fort. Vom ersten Mai ab bis Mitte October durchstreifte er von sechs bis acht Uhr Morgens den Thiergarten. Die Stadt betrat er stets durch das Brandenburger Thor. Hatte er sich so körperlich und geistig erfrischt, so begann er Unterricht zu ertheilen, der ihn in viele Häuser, Straßen und Stadttheile führte. Regelmäßig um zwei Uhr Nachmittags konnte man ihn in ein Haus Unter den Linden gehen sehen. Hier befand sich in dem linken Seitenflügel nach dem Hofe heraus das Redactionslocal der liberalen, aber keiner Parteischattirung angehörigen „Bürgerzeitung". George brachte dort mehrere Stunden zu, um französische Zeitungsartikel zu übersetzen. Dann ertheilte er wieder Unterricht und kehrte oft noch in späten Stunden in das Haus Unter den Linden zurück, um wieder im Redactionsbureau thätig zu sein. So verging ihm jeder Tag sehr schnell, da eine Arbeit stets von einer andern abgelöst ward. Nur der Sonntag war der Erholung und Zerstreuung gewidmet. Im Sommer unternahm er Ausflüge in die Umgegend Berlins, welche bei weitem besser ist als ihr Ruf; im Winter besichtigte er

die reichen Kunstschätze der großen Hauptstadt; am Abend besuchte er ein Concert oder ein Theater. Fast an jedem Wochenabend blieb er in seinem Zimmer, um auch einige Stunden des Tages mit sich und seinen Büchern allein zu sein. Selten kam ein Besuch zu ihm, da er nur wenige vertraute Freunde besaß. Diese kannte er schon seit seinen Kinderjahren; sie waren seine Spiel- und Lernkameraden auf der Schule gewesen. Das große Berlin, welches für alle Bewohner der kleineren Provinzialstädte einen unwiderstehlichen Anzugsort bildet, hatte George und seine Freunde nach langer Trennung wieder vereinigt. Flüchtige und nähere, gleichgültige und liebe Bekannte besaß der junge Lehrer in Folge seines Berufs in Menge. Der liebste unter dieser bunten Schaar war ihm ein älterer Herr Namens Karl Banemann, seines Zeichens Handschuhfabrikant, dem er seit einigen Monaten Unterricht in der dänischen Sprache ertheilte. Dieser Herr war, dem Lebensalter nach, der älteste seiner Schüler, zugleich aber auch derjenige, welcher ihm gar keinen Aerger, dagegen am meisten Freude machte.

Herr Karl Banemann, der eine hübsche Wohnung in einem eleganten Hause der Mittelstraße inne hatte, war ein alter Junggesell von fünfzig Jahren, von Mittelgröße, beträchtlicher Corpulenz und einer ebenso großen Portion Gutmüthigkeit. Aus seinen großen blauen Augen leuchteten Wohlwollen und Herzensgüte. Ein starker grauer Schnurrbart gab ihm einen martialischen Anstrich. Als geborner Berliner besaß er gesunden Mutterwitz, eine unverwüstliche Heiterkeit, scharfen, kritischen Verstand, eine natürliche Logik, schlagfertige Rede und eine Bildung, die weit über seine Alltagsbeschäftigung hinausging. Daß er

nicht in den heiligen Ehestand getreten war, war nicht etwa Egoismus — dieser war Herrn Banemann ganz fremd; — nein, dies hatte einen durchaus edlen Beweggrund: seine erste und einzige Liebe war leider in jener schönsten Zeit des Menschendaseins plötzlich aus diesem Leben abgerufen worden, und er ehrte ihr Andenken so sehr, daß er sich nicht zur Anknüpfung eines neuen Verhältnisses verstehen konnte. Gewiß ein seltener Fall in unserm materiellen Zeitalter!

Warum, werden meine geehrten Leser fragen, lernte dieser Mann noch in seinen alten Tagen eine fremde Sprache? Und noch dazu das Dänische?!

Dies hatte folgenden Grund: Karl Banemann, der in der Riesenstadt an der Spree mutterseelenallein, ohne Familie, ohne Verwandten dastand, besaß nur einen Bruder, Namens Ferdinand, der schon vor dreißig Jahren nach Dänemark gegangen war, sich in Kopenhagen etablirt und eine Tochter des Landes geheirathet hatte, und dessen Ehe mit vielen Kindern gesegnet war. Karl hatte seinen Bruder vor vielen Jahren einmal besucht. Kopenhagen mit seiner reizenden Umgebung und die prächtigen Buchenwälder der Insel Seeland hatten ihm so sehr gefallen, daß er sich sagte: „Da Du doch einmal in Berlin so allein dastehst, so ist das Gescheiteste, nach Kräften zu arbeiten, so lange es irgend gehen will, und den Lebensabend mit dem erworbenen kleinen Vermögen im Kreise der Neffen und Nichten auf der smaragdgrünen Gefions-Insel zuzubringen. Die Erde ist ja überall Gottes.“

Dieser Zukunftsplan veranlaßte den ältlichen Herrn, dänischen Sprachunterricht zu nehmen. George Armand hatte alle Ursache, mit seinem bejahrten Schüler zufrieden

zu sein. Derselbe begriff leicht und lernte die aufgegebenen Vocabeln sehr fleißig, so daß der Unterricht wie spielend von statten ging. Da Lehrer wie Schüler fröhliche Naturen waren, herrschte zwischen ihnen nichts weniger als der steife, gezwungene Ton vieler anderen Unterrichtsstunden. George plauderte mit dem Nestor seiner Schüler wie mit einem langjährigen Bekannten. Er saß bald manchen Abend bei ihm in traulichem Gespräch, welches sich stets entweder um politische Tagesfragen, oder um die Zustände in den skandinavischen Ländern drehte. So konnte es nicht ausbleiben, daß George von seiner Bekanntschaft mit der jungen Schwedin erzählte, welche Bekanntschaft „leider so sehr flüchtig geblieben sei".

Banemann hörte ihm lächelnd zu und sagte schließlich scherzend: „Junger Freund, ich glaube, Sie haben sich in dies blonde Kind vom Ufer des Mälar verliebt."

George ward bei diesen Worten glühend roth, als habe man ihn bei einem Unrecht ertappt. Er erwiderte indeß: „Ich weiß noch nichts von Liebe. Mein Herz schlägt nur für Literatur und Kunst und die herrliche freie Natur. Das Bild eines weiblichen Wesens würde dort keinen Platz mehr finden."

Trotz alledem und alledem saß Gott Amor's Pfeil doch schon in dem leicht empfänglichen Herzen George's, ohne daß er sich selbst davon klar Rechenschaft zu geben wußte. Warum wünschte er denn, wenn er in früher Morgenstunde unter den schönen Laubkronen des Thiergartens, bei dem Schein der sommerlichen Morgensonne einherschritt, Ina möchte ihm auf einem jener verschwiegenen Fußpfade begegnen? Wie oft war er zusammengefahren, wenn er sich einem jener lauschigen Plätzchen nahte, an

denen Berlins großer Waldpark so reich ist, und er in einiger Entfernung eine schlanke Mädchengestalt gewahrte, die mit Ina eine flüchtige Aehnlichkeit hatte. Wenn er dann näher trat, blickte er in ein fremdes Gesicht, welches ihn kalt und stolz ansah.

Unwillkürlich richteten seine Gedanken sich auf sie. Oft stand sie ganz klar vor seinem Auge da, wenn er gar nicht an sie denken wollte. Dann kamen wieder Augenblicke, in denen es ihm trotz seines Wunsches nicht gelingen wollte, ihre lieblichen Züge vor sein geistiges Auge zu zaubern. Wie häufig schalt er sich einen Thoren, weil er sich in ruhigen Augenblicken sagen mußte: „Schlage Dir die Schwedin aus dem Sinn; jeder weitere Gedanke an sie ist nur im Stande, Deine Ruhe zu stören, Deine Zufriedenheit zu untergraben. Du bist an stete, strenge Arbeit gewöhnt, welche Dir wenig Freiheit läßt und eben nur ein anständiges Auskommen für Deine Person gewährt. Ina ist unter behaglichen Verhältnissen erzogen und hat vermöge ihres Talents und ihres Vermögens die glänzendsten Aussichten für die Zukunft. Es würde an Vermessenheit grenzen, die Gedanken bis zu ihr zu erheben. Sie hat eine Zukunft ohne Mühe, Du quälst Dich nur für die Gegenwart.“

George, dem es bisher nie eingefallen war, die mit großen Glücksgütern gesegneten Menschen zu beneiden, der mit ungetrübter Freude die prächtigen Paläste des Berliner Westend mit ihren Wohnungen von fabelhaftem Luxus, mit ihren Fontainen und ihrem Blumenflor, bewundern konnte, verwünschte zum ersten Mal seine untergeordnete Stellung, die eine gewaltige Schranke zwischen ihm und dem weiblichen Wesen bildete, welches er im Stillen verehrte.

6.

Die Räuberhöhle.

O, traurig Haus! Du bist ein Grab,
In dem ich, ach, begraben hab'
Das Wirken von so manchem Jahr,
Indeß ergrauete mein Haar!

Frei nach A. von Winterfeld.

An einem schönen Septembermorgen erhielt George einen Brief mit dänischen Postmarken und dem Stempel Kjöbenhavn (Kopenhagen). Sowohl die Aufschrift als der Brief selbst waren von einer eleganten aber kräftigen Männerhand. Der Brief war in deutscher Sprache abgefaßt und lautete:

„Geehrter Herr Armand!

Auf ihrer Reise von Berlin nach Stockholm verweilte meine Cousine Ina Sjöberg einige Tage im Hause meiner Eltern hier in Kopenhagen. Sie erzählte uns, daß sie während ihres Aufenthalts in Berlin nur einen einzigen Menschen getroffen hätte, der sich für die Länder im Norden des baltischen Meeres, deren Bewohner, Sprache und Literatur interessirte. Ina nannte uns Ihren Namen und bemerkte, sie habe aufrichtig bedauert, Sie nur einmal und zwar am Vorabend ihrer Abreise gesprochen zu haben. Mich hatte sie beauftragt, Ihnen für die ihr während des Monat Juli erwiesenen liebenswürdigen Aufmerksamkeiten ihren herzlichsten Dank brieflich zu über-

mitteln. Sie dürfen versichert sein, daß meine Cousine Ihnen, geehrter Herr, dafür stets ein freundliches Andenken bewahren wird. Daß sie nicht selbst geschrieben, müssen Sie ihrer mädchenhaften Schüchternheit zu Gute halten; ebenso, daß ich mich meines Auftrags so spät entledige, an den mich ein Brief meiner Cousine heute erinnert.

Meinen Eltern und mir wird es Freude machen, Sie kennen zu lernen. Ich bitte Sie daher, uns, sobald es Ihnen möglich ist, mit Ihrem Besuch zu erfreuen. Kopenhagen bietet des Schönen an Natur und Kunst so viel, daß ich Ihnen reichen Genuß in Aussicht stellen kann.

In der Hoffnung, gelegentlich eine Antwort zu erhalten, verbleibe ich, geehrter Herr,

Ihr

ergebener

Harald Hildetand.

(Wohnung: Kronprindsesse-Gade*) Nr. 30.)"

Nachdem George sich von seinem Erstaunen erholt hatte, von einem fremden Herrn ein Schreiben aus der dänischen Hauptstadt zu erhalten, gerieth er in einen gelinden Freudentaumel. „Also Ina denkt noch an mich; Sie hat meiner sogar Ihren Verwandten gegenüber lobend Erwähnung gethan!" So rief er jubelnd. „Und ihr Vetter mit dem altnordischen Königsnamen ladet mich in so freundlicher Weise zu einem Besuch in der Familie ein! Dann sind meine Aussichten nicht ganz zum Verzweifeln; man kommt mir schon auf halbem Wege entgegen."

---

*) Gade heißt Straße. D. Verf.

Mit der nächsten Post sandte George eine Antwort ab: „er habe für Fräulein Ina eben nur das gethan, was er jedem Schweden gegenüber gethan haben würde, deshalb beschäme ihn ein so lebhaft ausgesprochener Dank. Sobald es die Verhältnisse erlaubten, würde er eine Reise nach Dänemark antreten und dann von der gütigen Einladung mit Vergnügen Gebrauch machen."

Der Monat September brachte dem jungen Lehrer, sowie allen Einwohnern Berlins, noch einige Festtage ungewöhnlicher Art. Am 22. und 23. des genannten Monats fand der feierliche Einzug der aus dem Feldzuge gegen Oesterreich und seine Verbündeten siegreich zurückkehrenden Truppen statt. Da das imposante Brandenburger Thor als Triumphbogen und die prächtige Straße Unter den Linden als via triumphalis dienen sollte, so hatte George seit Beginn des September an jedem Morgen ein interessantes Schauspiel durch den Anblick der großartigen Arbeiten, welche nöthig wurden, um das Thor, den Pariser Platz und die monumentale Straße bis zum königlichen Schloß für den Einzug würdig zu schmücken. Diese Tage kriegerischen Glanzes kamen und vergingen wie Alles in der Welt. Auf den ersten Herbstmonat folgte der October, dann der November und endlich der Christmonat. Berlin sah wieder alltäglich aus und seine Bewohner drehten sich in dem gewohnten Geleise.

George machte jetzt keine Morgenpromenaden mehr. Seit Beginn des October folgte er seinem Winterstundenplan, nach welchem er allabendlich bis Mitternacht studirte und eine halbe Stunde vor Acht erst aufstand. So kam Neujahr 1867 heran.

Der erste Monat dieses Jahres brachte ihm ein

Schreiben von Harald Hildetand, welches wie folgt lautete:

„. . . . .

Indem ich Ihnen in meiner Eltern und meinem Namen die herzlichsten Glückwünsche zum neuen Jahre abstatte, mache ich Ihnen die Mittheilung, daß meine Cousine Ina, von Stockholm kommend, heute in unserm Familienkreise eingetroffen ist und voraussichtlich in demselben bleiben wird. Unvermuthet eingetroffene Ereignisse haben diese Uebersiedelung mitten im Winter nöthig gemacht. Meine Eltern sprechen die Hoffnung aus, daß Sie, werther Herr, uns im Lauf des nächsten Sommers besuchen werden. Sie haben dann die Wahl, entweder in der Stadt oder auf dem Lande zu wohnen. Jedenfalls werden wir Ihnen den Aufenthalt hierselbst so angenehm wie möglich machen. Mit vielen Grüßen von meinen Eltern und meiner Cousine verbleibe ich" u. s. w.

Die unerwartete Nachricht, daß Ina ihm fast hundert deutsche Meilen näher gerückt sei, begrüßte der junge Lehrer sehr freudig. In seiner Antwort an Harald gab er dieser Freude Ausdruck und versprach zugleich, im Juli oder Anfangs August nach Kopenhagen zu kommen.

Der Ausführung dieses Entschlusses stellten sich bald verschiedene Hindernisse in den Weg. Einestheils sah George ein, daß es mit einem Urlaube für eine längere Abwesenheit mißlich aussehen würde, da sein Chef-Redacteur sowohl, wie seine Schüler sich in dieser Hinsicht schwierig zeigen würden. Anderntheils veränderte sein körperliches Wohlbefinden sich so bedeutend, daß er mit Sorge in die Zukunft sehen mußte.

Noch im Monat Januar hatte er mit wiederholten

Anfällen von heftigen Kopfschmerzen zu kämpfen, die ihm seine Arbeiten gewaltig erschwerten. Sehr oft war dies Unwohlsein von starkem Erbrechen begleitet, so daß ihm schließlich die meisten Nahrungsmittel Widerwillen einflößten. Er magerte in Folge dessen zusehends ab; seine sonst stets frische Gesichtsfarbe wich einer krankhaften Blässe. Sein früher schneller, elastischer Gang ward langsam, schleppend. Er verlor alle Energie; seine Fröhlichkeit machte dumpfem Hinbrüten, ausgebildeter Melancholie Platz.

Wenn diese traurige Verwandlung seinen Bekannten und Freunden auch bald auffiel und ihnen manche theilnehmende Frage entlockte, so bemerkte doch Niemand, daß George weniger fleißig und pflichttreu geworden sei. Nein, seinen Arbeiten unterzog er sich nach wie vor mit der größten Gewissenhaftigkeit. Als der Frühling wieder erschien, ward ihm die große Stadt mit ihrem Wagengerassel auf den endlosen Straßen förmlich zuwider. Er begann die dumpfigen Zimmer mit den nach engen Höfen hinausgehenden Fenstern zu hassen.

Besonders schlecht gefiel es ihm jetzt im Redactionslokal der Bürgerzeitung, welches ihm nun doppelt abscheulich dünkte. George arbeitete hier in einem mächtig großen und hohen dreifenstrigen Zimmer, welches aber weder Gemüthlichkeit noch Behaglichkeit umschloß, sondern sogar von fremden Besuchern die Räuberhöhle genannt wurde, und nicht ganz mit Unrecht. Um in dies Zimmer zu gelangen, mußte man entweder eine Reihe von Vorderzimmern durchschreiten, oder auf einigen stets schlüpfrigen, unsaubern Stufen zu einer schmalen Hinterthür emporklettern. Ein Fremder, der hier eintrat, bekam einen

Schreck; denn ein Zimmer war nicht zu sehen, sondern nur ein Comglomerat von Repositorien und Verschlägen. Alle Wände waren mit dick bestaubten Büchern, Zeitungen und Briefkisten be- und verdeckt. Die Decke des Zimmers hatte eine dunkelgraue Farbe angenommen. Große Stücken Kalk hatten sich davon schon abgelöst und fielen bei jedem Geräusch von oben herunter und den harmlos unten Wandelnden auf den Kopf. Die alten, blinden Fensterscheiben saßen in so morschen Kreuzen und Einfassungen, daß man es nicht 'wagen durfte, ein Fenster zu öffnen, weil es sonst unfehlbar in den Hof gestürzt wäre.

Das Tageslicht drang nur in sehr beschränkter Weise in diesen Raum. Die Sonne warf nur im Hochsommer, wenn sie die Mittagslinie erreicht hatte, einige schräge Strahlen hinein; sonst herrschte hier stets Dämmerung. Die Dunkelheit trat so früh ein, daß die Gasflammen selbst an den längsten Sommertagen brennen mußten. Was den Aufenthalt in diesem Raum noch unbehaglicher machte, war dessen kalte Temperatur, die ihn im Sommer zu einem Eiskeller machte. Im Winter wollte das Feuer in dem eisernen Ofen selten brennen. Der Wind trieb die Flammen und den Rauch zurück, so daß die Stube oft voller Kohlendunst war, der den Anwesenden Kopfschmerzen zuzog.

In diesem trübseligen Aufenthaltsort brachte George einen beträchtlichen Theil seiner Zeit zu. Schon fünf Jahre lang verkehrte er hier täglich. Nur mühsam hatte er sich an dies Arbeitszimmer gewöhnen können. Im Frühjahr und Sommer 1867 kam es ihm ganz unleidlich vor. Als er hier einst am Pult stand und einen

Pariser Zeitungsartikel übersetzen sollte, überkam ihn plötzlich die Sehnsucht nach Sonne, Luft, Licht, Natur und Freiheit. Ganz den Gedanken des Augenblicks folgend, ergriff er ein Blatt Papier und lieh in folgender Weise seinen Gefühlen Ausdruck:

In die Ferne!

Ich wollt', ich ständ' auf hohen Bergen,
Hoch über dem Geräusch der Welt;
Der Lärm und Staub der großen Städte
Hat alle Freude mir vergällt.

Die dumpfe Luft der engen Stuben
Legt wie ein Alp sich auf die Brust;
Statt heiter wird man melancholisch,
Es siecht der Körper unbewußt.

Ich sehne mich nach Bergen, Wäldern,
Nach frischer Luft und Sonnenlicht;
Doch wie ich mich auch gräm' und sehne:
An's Zimmer bannt mich strenge Pflicht.

Wie gerne tauscht' ich mit dem Burschen,
Der heiter seine Straße zieht,
Der mit dem Ränzel, mit dem Stecken
Der dumpf'gen Zimmerluft entflieht.

Der wandert durch die deutschen Gauen
Und manchen steilen Berg erklimmt,
Das Bild all' dieser schönen Orte
In der Erinnerung mit sich nimmt.

Doch all' dies Sehnen, all' dies Träumen
Weicht nur zu bald der Wirklichkeit,
Die an's Gewühl der Stadt mich bindet,
An dumpfe Mauern, dumpfes Leid.

Soll ich noch lang' dies Leben führen,
Dann sprenge ich die Fesseln kühn,

Damit auch mir einmal im Leben
Die süßen Wanderfreuden blüh'n!

Dann werde ich in vollen Zügen
Genießen heiter die Natur;
Mein krankes Herz, das wird gesunden
Beim Wandern über Berg und Flur!

7.

Ueber's Meer.

Hinaus in die Ferne mit lautem Hörnerklang!
Erhebet die Stimmen zu freudigem Gesang!
Der Freiheit Hauch weht kräftig durch die Welt;
Ein freies, frohes Leben uns wohlgefällt.

A. Methfessel.

Bei Beginn des Monat Juli stand es bei George Armand unwiderruflich fest, die Hauptstadt an der Spree zu verlassen und eine Reise über das baltische Meer zu machen. Dem Redacteur der Bürgerzeitung rang er einen unbestimmten Urlaub ab, und seine Unterrichtsstunden kündigte er auf Ende Juli, da sein geschwächter Gesundheitszustand die Anwendung einer Badekur zur unerläßlichen Pflicht mache. Am 1. August durfte er endlich sagen: Du bist Dein freier Herr!

An Harald Hildetand hatte er vor Kurzem brieflich die Bitte gerichtet, ihm doch ein Zimmer bei einer Familie auf dem Lande zu verschaffen, höchstens eine Meile von Kopenhagen und nicht weiter wie eine Stunde von der Küste entfernt. Harald meldete darauf sehr bald, er habe seinen Wunsch erfüllt und ihm eine freundliche Wohnung verschafft, welche er an jedem beliebigen Tage beziehen könne.

Ein glücklicher Zufall stellte ihm noch einen Reise-

gefährten in Aussicht; George pflegte von Zeit zu Zeit seinen zeitweiligen Schüler, den Handschuhfabrikanten Karl Banemann, zu besuchen. Dieser hatte im Juli einen Besuch von seinem Bruder aus Kopenhagen erhalten und beabsichtigte nun an demselben Tage wie George, nämlich am 2. August, von Berlin nach Kopenhagen zu reisen, um der Familie seines Bruders einen Gegenbesuch abzustatten. Am Tage vorher machte der junge Lehrer die nöthigen Abschiedsbesuche. Zuletzt ging er zu dem dicken, stets gemüthlichen Karl Banemann, um ihn zu ermahnen, doch ja morgen recht pünktlich auf dem Bahnhof zu erscheinen. Wie betreten ward er aber, als der erhoffte Reisegefährte sagte:

„Lieber Herr Armand, verschieben Sie Ihre Reise doch bis Montag den 5. Mein Bruder und dessen hier befindliche Kinder wollen noch Verschiedenes in Berlin besichtigen."

George erwiderte lebhaft: „Nein, mein werther Herr Banemann! Aufschieben mag und kann ich meine Reise nicht. In Berlin lebe ich jetzt länger wie fünf Jahre; nun, da ich die ersehnte Freiheit mühsam errungen, brennt mir hier der Boden unter den Füßen. Wie gern würde ich in Ihrer Gesellschaft reisen; aber wenn das nicht, wie vorher verabredet, morgen sein kann, so muß ich darauf verzichten. Ich empfehle mich daher jetzt und rufe: Auf Wiedersehen in Kopenhagen!" Damit schüttelte er Karl Banemann die Hand und wollte eilig davon.

Doch der joviale Mann und dessen Bruder aus der dänischen Hauptstadt hielten ihn zurück. Letzterer ergriff das Wort und sagte: „Wenn Sie es durchaus so eilig haben, Herr Armand, so hören Sie wenigstens noch einen

Vorschlag zur Güte. Wenn Sie Berlin morgen Nachmittag verlassen und den verabredeten Weg über Stralsund nehmen, so treffen Sie übermorgen Abend in Kopenhagen ein. Fahren Sie vom Landungsplatz dann sofort nach meiner Wohnung Vimmelskaftet Nr. 88*). Meine Frau wird Sie freundlich aufnehmen, Ihnen Nachtquartier geben und Sie am andern Morgen in Ihre ländliche Wohnung führen. Ich werde ihr sofort einige Zeilen durch die Post senden.

George dankte für dies freundliche Anerbieten und begab sich nun nach Hause. Seine Wirthin war sehr betrübt, einen so ruhigen, ordentlichen Miether zu verlieren. Sie hegte indeß die Hoffnung, er werde nach Ablauf eines Monats, gesund an Körper, leicht an Geld, nach Berlin und zu ihr zurückkehren.

Am andern Nachmittag um fünf Uhr fuhr George mit seinem Gepäck in einer vierräderigen Schnecke, in Berlin Droschke genannt, nach dem Stettiner Eisenbahnhof. Um halb Sechs setzte sich der Zug in Bewegung, der ihn nach Norden bringen sollte. Donnernd brauste das Dampfroß mit einer Reihe von Wagen hinter sich dahin. Der Zug durcheilte die sandigen Strecken der Mark Brandenburg, überschritt unweit Pasewalk — einer schlechten Stadt, aber berühmten Garnison des königlich preußischen Cürassier-Regiments Nr. 2 — die pommersche Grenze und erreichte, an Anklam und Greifswald vorüberfahrend, um Mitternacht die alte Festung Stralsund, an

---

*) Vimmelskaftet heißt: der Bohrerstiel; jedenfalls ein eigenthümlicher Straßenname. Das dänische V ist gleich dem deutschen W.
Anmerk. des Verf.

welche sich zahlreiche historische Erinnerungen knüpfen. Wem fallen bei dem Namen Stralsund nicht Wallenstein, Karl XII. und Ferdinand von Schill ein? — Die riesige Strecke von einigen dreißig Meilen hatte das Dampfroß in kaum sieben Stunden zurückgelegt. Neben dem Bahnhof harrte ein eleganter Post-Omnibus, der die mit dem Dampfschiff weiter reisenden Personen nach dem Hafen beförderte.

Hier begab George sich sofort an Bord des Postdampfers Pommerania, der drei Stunden später die Ueberfahrt nach Ystad, an der Südküste der schwedischen Provinz Schonen, antreten sollte. Auf dem Verdeck des Schiffes war es dunkel, doch bald dämmerte der neue Tag herein. Um drei Uhr war es vollständig hell. Eine halbe Stunde später wurden die Anker gelichtet und — hinein ging es in die brausende, wogende See!

George war der einzige Passagier auf dem Verdeck; alle übrigen lagen in den Kajüten ausgestreckt und schliefen, oder versuchten zu schlafen. Unser junger Reisender wäre jetzt um keinen Preis unter Deck gegangen. Für ihn war diese Stunde zu feierlich: Ein arbeitreiches, ziemlich einförmiges Leben lag hinter ihm, ein Leben, in welchem er seine physischen und geistigen Kräfte im Dienste Anderer angespannt und oft überanstrengt hatte. Seine Körperkräfte waren erschöpft; um nicht einem frühen Tode zum Opfer zu fallen, hatte er die ihn einengenden Fesseln abgestreift, um wenigstens einen Monat lang als freier Mann zu leben.

Welche Wonne durchzog sein Herz, als er sah, wie der Dampfer die Meereswellen durchfurchte, als ein frischer Seewind seine Schläfe umfächelte. Mit vollen Zügen

sog er die reine, gesunde Luft ein, die von dem nassen Element, welches zu seinen Füßen wallte und brauste, untrennbar ist. Woge auf Woge rollte heran, smaragdgrün, jede mit weißem Schaum gekrönt, ruhelos eine nach der andern. Der Dampfer tanzt hin und her; er wird von den Wellen gehoben und in die Tiefe zwischen die Wasserberge geschleudert; doch gleichmüthig steht der Steuermann an seinem Rade, ihn vermag nichts aus dem Tact zu bringen. Der Himmel ist fast wolkenlos; auf ein schönes Morgenroth folgt das prachtvolle Schauspiel des Sonnenaufgangs, welches auf der unendlichen Wasserfläche doppelt so schön wirkt.

Die alte Stadt Stralsund mit ihren hohen Kirchthürmen, ihrer Häusermasse und den Festungswerken wird immer undeutlicher und endlich unsichtbar. Das pommersche Festland verschwindet; im Osten begrenzt die Insel Rügen den Horizont. Endlich verschwinden auch deren Nebeninseln, Halbinseln und Landzungen, und das Schiff steuert weiter nord-nord-ostwärts. Die Sonne steigt höher und scheint bald von einem azurblauen, wolkenlosen Himmel hernieder. Jetzt erscheinen auch einige Passagiere auf dem Verdeck, gut in Mäntel eingewickelt und mit Ferngläsern bewaffnet. Ein kleiner, lebhafter Herr von etwa vierzig Jahren schließt sich an George an. Sie erzählen sich allerlei und bald giebt sich jener als einen mecklenburgischen Landprediger zu erkennen, der in Berlin studirt und lange auf dem Hofe jenes Hauses Unter den Linden gewohnt habe, in welchem George seit fünf Jahren täglich arbeitete. Gewiß ein sonderbarer Zufall! Der geistliche Herr ist ebenfalls auf der Reise nach Kopenhagen.

Um neun Uhr wird ein breiter, niedriger Streifen Landes am nördlichen Horizont sichtbar: es ist die schwedische Küste. Bald erkennt man deutlich Häuser, Bäume, Getreidefelder, Waldungen. Punkt zehn Uhr läuft der Dampfer in dem kleinen Hafen des schwedischen Städtchens Ystad ein. Kurze Zeit vorher waren schwedische Zollbeamte an Bord gerudert und hatten das Reisegepäck der Passagiere einer strengen Durchsuchung unterworfen.

8.

Von Schonen nach Seeland.

Dort lag es vor uns,
Liebliches Seeland,
Herrlich bewaldet,
Duftig und grün.
Bläuliche Seen,
Rieselnde Bäche
Glänzen wie Silber
Zwischen hindurch.
Frei nach A. von Winterfeld.

Ystad ist ein kleines, unbedeutendes Städtchen, welches als Eigenthümlichkeit nur eine so große Sauberkeit aufweist, wie sie Holland und den Holländern sprichwörtlich zugeschrieben wird. George Armand besichtigte die Straßen in Gesellschaft des Pastors und eines andern Mecklenburgers, der seit einer Reihe von Jahren in Kopenhagen ansässig war. Was den jungen Preußen hier allein interessirte, das war die Hauptwache mit ihrem blaugelben Schilderhause und einer Abtheilung schwedischer Husaren. Er freute sich über diese schönen Leute mit den frischen, rothen Gesichtern, in blauen Uniformen nach dem Muster der österreichischen Husaren.

In einem in der Nähe gelegenen Wirthshause ließen sich die drei Reisenden einen Brändvinsbord (Branntweinstisch), d. h. ein kaltes Frühstück, anrichten. Die aufwartende „Mamsell" schleppte Brod, Butter, Eier, Wurst, gesalzene Fische, Käse u. A. herbei. Für den Brannt-

wein dankten die Drei; dafür tranken die beiden Mecklenburger einheimisches „Bairisches“ Bier und George labte sich an guter, unverfälschter Milch. Die Seefahrt hatte ihren Appetit kräftig angeregt; die Menge der Speisen trotzte aber allen Angriffen, und hinterher betrug die Zeche für drei Personen, einschließlich Getränk, nur zwanzig Silbergroschen oder nicht ganz 2 schwedische Thaler.

Um zwölf Uhr Mittags bestiegen die drei Reisegenossen den Eisenbahnzug, um nach der westlich gelegenen Hafenstadt Malmö zu fahren. Da eine directe Eisenbahnverbindung zwischen diesen beiden Häfen nicht besteht, so mußte man den weiten Umweg über Eslöf machen: zuerst sieben schwedische Meilen nördlich, dann fünf Meilen südwestlich; im Ganzen zwölf schwedische oder achtzehn deutsche Meilen. Die Landschaften sind in diesem südlichen Theil der skandinavischen Halbinsel ohne Bedeutung: das Auge erblickt gut angebaute Felder, Kiefernwaldung, vereinzelte weißstämmige Birken, und, als Vorspiel zu den schwedischen Granitblöcken, zahllose Steine im Acker. Der Zug flog an einzelnen Bauerngehöften, an Dörfern, stattlichen Edelsitzen mit Schlössern und Parks vorüber, sowie an kleinen Stationshäusern mit unaussprechlichen Namen. So versicherte wenigstens der mecklenburger Pastor, dem es noch nie eingefallen war, ein Wort Schwedisch oder Dänisch zu lernen. Anderthalb Meilen diesseits Malmö liegt die uralte, berühmte Stadt Lund mit ihrem mächtigen Dom romanischen Stils. Lund ist seit Einführung des Christenthums im Norden Bischofssitz gewesen und jetzt die zweite Universität des Landes. Hier wirkte Schwedens berühmtester, gefeiertster Dichter Esaias Tegner, dessen „Frithiofssaga“ auch in Deutschland hoch verehrt wird, von welcher

nicht weniger als sechzehn deutsche Uebersetzungen erschienen sind. —

Langsam verläßt der Zug Lunds Bahnhof, auf dessen Perron Gruppen von Studenten mit sehr breiten, weißen Mützen umherstehen. Um ein halb Fünf Nachmittags war Malmö erreicht, eine zwanzigtausend Einwohner zählende Hafenstadt am Sunde. Der Hafen liegt unweit des Bahnhofes. George begab sich sofort an Bord eines kleinen Dampfers, dessen Verdeck mit Passagieren überfüllt war. Nicht lange darauf wurden die Anker gelichtet, und wie ein Pfeil schoß das Dampfboot in die sich thürmenden Wellen. Die See war in lebhafter Bewegung, so daß die Passagiere des Dampfers wie in einer Schaukel saßen. Das kleine Fahrzeug ward gehoben, geworfen, hin und her geschleudert. Mancher Mann und manches weibliche Wesen ward blaß und mußte dem schadenfrohen Meergott opfern. George Armand, obgleich Landratte Prima-Qualität, stand stolz und freudig neben dem Steuerruder; ihm ward der ganz neue Naturgenuß einer Seereise in keiner Art verbittert.

Der Sund, welcher zwischen Malmö und Kopenhagen eine Breite von vier deutschen Meilen hat, war an diesem sonnigen Nachmittag von Hunderten von Schiffen belebt. Um sechs Uhr steuerte das Dampfboot inmitten einer Segelflotte hin. Nach allen Richtungen der Windrose zogen die weißen oder rothen Segel, die Kauffahrer oder die rothen Lootsenschiffe, dem Auge einen höchst malerischen Anblick gewährend. Majestätisch durchzogen verschiedene große Dampfschiffe die Salzfluth; kleine Fischerboote wurden wie Nußschalen hin und her geworfen. Da erscheint am west-

lichen Horizont die anmuthige Küste der grünen Insel Seeland. Links tauchen die Thürme der dänischen Hauptstadt auf. Nach und nach sind Kirchen, Häuser, die vorgeschobenen, von den Meereswellen umschäumten Seeforts deutlich zu erkennen. Lange Fensterreihen blinken goldig in den Strahlen der Abendsonne. Auf der Außenrhede vor der Stadt liegen an tausend Schiffe aller Nationen, deren bunte Flaggen und Wimpel lustig im Winde flattern.

Unser Dampfboot segelt um die Außenbefestigungen, kleinen Inseln im Meer, herum. Von ihren Wällen herab starren uns Kanonenläufe entgegen. Stolz erhebt sich der Danebrog, die rothe Fahne mit dem weißen Kreuz, Dänemarks Standarte seit den Zeiten der Kreuzzüge, über Allem.

Es war ein buntes, farbenreiches, schönes Bild, welches das Auge hier schaute: links die Hauptstadt mit dem Mastenwald in ihren Häfen und rechts herrliche Buchenwaldungen in unabsehbarer Ausdehnung, unterbrochen von zahlreichen freundlichen Landhäusern und Fischerdörfern.

George fühlte sich von diesem Anblick so bewegt, daß in seinem Herzen kein Raum war für nüchterne Gedanken. Er glaubte Musik zu hören: Mendelssohn-Bartholdy's herrliche Concert-Ouverture „Meeresstille und glückliche Fahrt" zog mit ihren Jubelklängen an seinem inneren Ohr vorüber.

Das Dampfboot schoß bereits pfeilschnell unter den Kanonen der Citadelle dahin; es passirte die „Zollbude", vor welcher dichte Menschengruppen standen, fuhr nun in den inneren Hafen ein und legte an der Dampfschiffsbrücke, nahe dem St. Annaplatz, bei. Der Strom der

Passagiere warf sich auf die Landungsbretter. Kopenhagen war erreicht! —

Die zollamtliche Untersuchung war hier sehr schnell beendet, da die dänischen Beamten nicht so mikroskopisch verfuhren wie ihre schwedischen Collegen. George übergab sein Gepäck einem der sich herandrängenden Träger. Er selbst schritt hinterher, um gleich einen Theil der Stadt und ihres Straßenlebens kennen zu lernen.

Obgleich es den Umfang dieses Buchs zu sehr übersteigen würde, wollte ich eine ausführliche Schilderung von Kopenhagen und seinem so interessanten Leben und Treiben entwerfen, so werden deutsche Leser es sicherlich nicht ungern sehen, wenn ich sie gelegentlich hier ein wenig spazieren führe.

George passirte zunächst den freundlichen, baumgeschmückten St. Annaplatz, in dessen Mitte sich ein Standbild des größten dänischen Dichters, Adam Oehlenschläger, erhebt, bog dann in die schöne Norges Gade (norwegische Straße) ein und gelangte nun auf den Königs-Neumarkt (Kongens Nytorv), den größten und bemerkenswerthesten Platz der Hauptstadt, auf welchem dreizehn Straßen münden. George verfolgte die Oestergade, die lebhafteste Straße, welche mit ihrem Gewühl und ihren zahlreichen Schaufenstern lebhaft an die Berliner Königstraße erinnert. Endlich hatte er sein Ziel, „Vimmelskaftet," erreicht. Hier erstieg er in einem Hause zwei Treppen und befand sich nun der Frau Banemann gegenüber, die ihm zunächst ein „Willkommen in Dänemark!" zurief.

Da die Banemann'sche Familie auch später öfter Erwähnung finden wird, so ist es meine Pflicht, sie dem geneigten Leser vorzustellen. Das Haupt derselben, Herr

Ferdinand Banemann, den wir vor einigen Tagen bereits flüchtig zu Besuch bei seinem Bruder Karl in Berlin sahen, war wie dieser Handschuhfabrikant. Ferdinand, der bereits dreißig Jahre in Kopenhagen ansässig war, war in Allem der directe Gegensatz zu seinem jüngeren Bruder Karl. Während dieser corpulent und gutmüthig war, bedachtsam und überlegt zu sprechen pflegte, war jener hager, hitzigen Temperaments und von schneidiger Zunge. Seine Frau Elisa, eine geborne Kopenhagenerin, war die beste Hausfrau und Mutter, guten Herzens und von sanftem Gemüth, ihrem strengen Gemahl gegenüber nicht entschieden genug, denn er war im wahren Sinne der Herr. Ihre Ehe war mit sechs Kindern gesegnet, wovon fünf, nämlich zwei Mädchen und drei Knaben, lebten. Die Erziehung dieser Kinder kostete den Eltern viel Mühe und Sorge, der Mutter außerdem ihre Gesundheit; denn sie war beständig kränklich. Die Kinder waren sämmtlich gut erzogen und mit erfreulichen Geistesgaben ausgestattet, so daß die Eltern die beste Aussicht hatten, sie als nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft zu sehen.

In den Ländern unserer nordischen Stammverwandten ist die Gastfreundschaft eine Tugend, die zu üben es sich ein Jeder zur Ehre und Pflicht macht. Als Frau Banemann daher am Sonnabend Vormittag von ihrem Mann brieflich die Anzeige erhielt, daß noch am selben Tage bei ihr ein Besuch aus Berlin eintreffen würde, traf sie sofort die nöthigen Vorbereitungen zu seinem Empfang. Als George Armand kurze Zeit nach sieben Uhr sich ihr vorstellte, erfreute er sich der besten Aufnahme. Während des Abendessens wurde eine lebhafte Unterhaltung geführt.

Da sie vorausgesetzt hatte, daß kein Deutscher, namentlich kein Berliner, Dänisch verstände, so begann sie Deutsch zu sprechen. Sie zeigte sich im Lauf der Unterhaltung als eine durchaus gebildete und unterrichtete Frau Deutsch zu sprechen hatte sie fast gar keine Gelegenheit, da in ihrer Familie nur Dänisch gesprochen ward; trotzdem bediente sie sich der deutschen Sprache mit ziemlicher Gewandtheit. Ihr Erstaunen war aber nicht gering, als ein Freund der Familie, Olaf Larsen, ein junger Norweger, eintrat und sie hörte, wie der Gast aus Berlin sich mit ihm in dänisch-norwegischer Sprache unterhielt.

Sobald es die Schicklichkeit erlaubte, erhob sich George, zog sich in das ihm angewiesene Zimmer zurück, begab sich zur Ruhe und verfiel sogleich in einen todesähnlichen Schlaf, da er in den beiden letzten Nächten vor und während der Reise nicht zur Ruhe gekommen war.

9.

Auf der Gefions-Insel.

Als hätt' uns lang ein Zwist geschieden,
Der nun geschlichtet wunderbar,
So trat ich ein in deinen Frieden
Und ward im Tiefsten warm und klar.
Ich sah das Meer sich leuchtend dehnen,
In Frühlingswonnen stand die Flur.
Da warf ich wieder mich in Thränen
An deine Mutterbrust, Natur.

Paul Heyse.

Am andern Morgen war Frau Elisa Banemann bereit, ihren Gast in die für ihn bestimmte ländliche Wohnung zu führen. In Begleitung von zwei ihrer jüngeren Kinder ging sie mit George nach dem Bahnhof vor dem Westerthor.

Der Kopenhagener Bahnhof, im Jahre 1864 erbaut, ist ein sehr stattlicher Bau, der mit dem Bahnhof in Stuttgart eine sehr große Aehnlichkeit hat, welch' letzterer einem großen Theil des deutschen Publikums durch eine vortreffliche Abbildung in Hackländer's „Ueber Land und Meer" bekannt geworden ist. Die Insel Seeland besitzt drei Eisenbahnlinien, welche alle von Kopenhagen ausgehen: die erste südwestlich nach Korsoer, zum Anschluß an die Dampfboote nach der Insel Fühnen und nach Kiel; die zweite nördlich nach Helsingör; die dritte nordöstlich nach dem anderthalb Meilen entfernten Seebad Klampenborg.

„Anstatt Sie direct an Ihr Ziel zu führen," sagte Frau Banemann zu George, „will ich Ihnen lieber erst einige Schönheiten meiner Heimathinsel zeigen."

„Dafür bin ich Ihnen außerordentlich dankbar, werthe Frau," antwortete dieser.

Es fehlte nicht viel an 9 Uhr, als sie den Zug bestiegen, der sie durch gut angebaute Felder und üppige Wiesen in kurzer Zeit nach dem fast eine Meile nordöstlich gelegenen Charlottenlund brachte. Dies ist ein kleines Lustschloß, welches jetzt dem Kronprinzen Friedrich von Dänemark als Sommerresidenz dient. Es liegt fast unmittelbar am Sunde und ist von einem prächtigen Wäldchen (Lund) umgeben, welches Eichen und Buchen von hohem Alter und riesigem Umfang aufweist.

An schönen Sommertagen wird das reizende Charlottenlund von Tausenden von Menschen aus der Hauptstadt besucht. Fast dicht am Strande liegen Kaffeegärten mit zahlreichen Lauben, in denen ganze Familien oder Gesellschaften den Kaffee einnehmen, der nicht, wie in Berlins Umgebung, in Porzellan- oder Bunzlauer Kannen, sondern in blanken kupfernen Thee- oder Kaffeekesseln auf den Tisch kommt. Die junge Generation tanzt, namentlich Abends, in dem im Schweizerstil erbauten Alexandra-Pavillon. Einsame Wanderer, die ihr Weg noch spät durch den Wald führt, sehen von ferne Lichterglanz und hören Harfen, Flöten, Geigen und lustige Lieder.

Zwischen den wundervollen Baumgruppen breitet sich der sammetweiche Teppich smaragdgrüner Wiesen aus. Steigt man auf eine Bank, so hat man die großartige Wasserfläche des Sundes vor sich, die bei hellem Sonnen-

schein als schönstes Azurblau erscheint. Am Horizont zeigt sich die schwedische Küste; von Kopenhagen ist nur der hohe Thurm der Erlöserkirche und die weit vorgeschobene Drei-Kronen-Batterie zu sehen.

Nachdem Frau Banemann mit ihrer kleinen Begleitung einen Theil dieses Waldes durchstreift hatte, wobei George Armand seinem Entzücken über diese Naturfrische wiederholt Worte geliehen hatte, ward einige Zeit auf einer Wiese gerastet und dabei mit gutem Appetit ein Frühstück aus mitgenommenen Vorräthen eingenommen. Hierauf ward der Weg fortgesetzt.

Bei dem Heraustreten aus dem Wald kamen unsere Spaziergänger in eine Allee stattlicher Pappeln, Jägersborgallee genannt, und als sie diesen sich sehr lang hinziehenden Weg zurückgelegt hatten, in einen schönen Park in englischem Geschmack. An der Eingangspforte stand ein Wächter in der königlich dänischen Staatslivree: rothem Frack mit gelben Rabatten, gelber Weste, blauen Beinkleidern, Dreimaster auf dem Kopf und langem Portierstabe. In der Nähe waren zwei große Leinwandzelte aufgeschlagen, in denen Garde-Grenadiere mit dunkelblauen Waffenröcken, hellblauen Pantalons und riesigen Bärenmützen kampirten.

In diesem Park steht eine einfache weiße Villa, wie man sie in dieser Art viel in Dänemark findet, mit Namen Schloß Bernstorff. Hier residirt einen Theil des Sommers hindurch König Christian IX. mit seiner Gemahlin, der Königin Louise, und seinen jüngsten Kindern, Prinzessin Thyra und Prinz Waldemar. Die erste und zweite Tochter des in schönster Eintracht lebenden Königspaares, die Prinzessinnen Alexandra und Dagmar, sind

bekanntlich an die Thronfolger von Großbritannien und Rußland vermählt, so daß König Christian IX. nicht mit Unrecht der Schwiegervater der Großmächte genannt wird. Während der älteste Sohn des Königspaares, der mit der einzigen Tochter des Königs von Schweden und Norwegen vermählte Kronprinz Friedrich, vielleicht eine große Zukunft vor sich hat, wie die Folgezeit lehren wird, hat dessen jüngerer Bruder bereits im Jahre 1863 unter dem Namen Georgios I. den Thron von Griechenland bestiegen. Das Schicksal hat den König Christian IX. bei Beginn seiner Regierung mit grausamen Prüfungen heimgesucht, als der Krieg gegen Oesterreich und Preußen die alte dänische Monarchie zu zertrümmern drohte; aber, wahrlich! dasselbe Schicksal hat diesen Herrscher durch ein beispielloses Familienglück zu entschädigen versucht. — Solche Betrachtungen drängen sich dem Wanderer beim Anblick von Schloß und Park Bernstorff auf. —

Ohne Aufenthalt durchschritten Frau Banemann, ihre Kinder und George den Park, erreichten einen Fahrweg und befanden sich nun einer Anhöhe gegenüber, die den Namen „Brüderhöhe“ führte und eins jener Hünengräber war, die auf Seeland, mehr aber noch in Jütland, so häufig sind. Die Frau forderte George auf, dies Kämpengrab zu besteigen und sich der Aussicht von oben her zu erfreuen.

Bei dem prachtvollen Sonnenschein war diese Aussicht wirklich schön. George sah im Norden und Westen reiche Felder mit hier und da zerstreut liegenden, blendend weißen Bauergehöften; im Osten zeigte sich das blaue Meer mit weißen Segeln und graziös sich vorwärts bewegenden Dampfschiffen; im Süden, gerade in der

Front, lag ein großes, einen überaus freundlichen Eindruck machendes Dorf, dessen schmucke Häuser aus anmuthigem Grün herausschauten.

„Dies ist Gjentofte, Ihr künftiger Aufenthaltsort, werther Herr Armand,“ sagte Frau Banemann. „Doch die Mittagssonne brennt; lassen Sie uns Schutz und Ruhe suchen.“

Bald war das Dorf erreicht, welches bei näherer Besichtigung sich als ein wahres Muster von Behaglichkeit und Sauberkeit erwies. Die Häuser, welche alle in freundlichen Gärten lagen, sahen wie neu aus; daß sie mit Stroh gedeckt waren, verlieh ihnen in George's Augen einen eigenthümlichen, idyllischen Reiz. Thüren und Fenster sind an jedem Hause mit grüner und weißer Oelfarbe gestrichen und die Scheiben klar und durchsichtig. Die aus rothen Backsteinen aufgeführte Kirche, die, wie alle seeländischen Dorfkirchen, von einem stumpfen Thurm überragt wird, liegt am nördlichen Eingang von Gjentofte.

Vor einem sehr niedlichen Häuschen am andern Ende des Dorfes blieb Frau Banemann mit den Worten stehen: „Wir sind am Ziele“. Die Hausthür öffnete sich und in dem Blumengärtchen vor dem Hause erschien eine sehr sauber gekleidete alte Frau, die ein Maler als Muster einer Matrone hätte gelten lassen. Mit herzlicher Freundlichkeit empfing sie die Besucher. Frau Banemann stellte vor: „Herr George Armand aus Berlin — meine Mutter, Frau Andrup.“

Während Jener es sich in dem ihm angewiesenen Zimmer bequem macht, will ich den geneigten Leser im Hause umherführen. Dasselbe hatte außer den Zimmern ebener Erde nur ein paar Giebelstuben. An den Seiten-

flügel stieß ein Gartenhaus, hell, freundlich und wie ein Schmuckkästchen möblirt. Hinter dem Hause zog sich ein langer Obst- und Gemüsegarten hin, der von Johannisbeerhecken eingefaßt und mit vielen schönen Blumen geschmückt war. Das Schönste war unstreitig die dicht mit Schlingpflanzen bewachsene Laube am Ende des Gartens, wo ein schmaler Fußsteig vorüberlief, der von den Wellen eines Landsees bespült ward. Von diesem Garten aus übersah man auch einen großen Theil der Chaussee (Kongevei d. i. Königsweg genannt), die von Kopenhagen nach dem großen (Dorf) Lyngby und weiter nach Helsingör führt.

Der Besitzer von Haus und Garten war ein ehemaliger Kopenhagener Bürger, Namens Christian Andrup, ein Mann von etwa sechzig Jahren, von einfachem, schlichtem Wesen, der nicht gern Kleinigkeiten wegen viel Worte verlor, aber in Feuer und Flammen gerieth, wenn Jemand seinen Patriotismus antastete. Wenn von vaterländischen Angelegenheiten gesprochen ward, wurde er beredt wie ein Demosthenes. Christian Andrup, ein geborener Kopenhagener, war Däne mit Leib und Seele. Wie die meisten seiner Landsleute, zeichnete er sich durch große Vaterlandsliebe aus. In seinen Mußestunden las er viele dänische und deutsche Zeitungen. Der deutschen Sprache war er vollständig mächtig; er und seine Frau sprachen ganz fließend und richtig deutsch; Andrup, in seinem Thun und Lassen stets wahr, aufrichtig und ehrenwerth, besaß eine ganz gediegene Bildung. Zu seiner Charakteristik mag auch erwähnt werden, daß er ein eifriger lutherischer Christ war, der an jedem Sonntage dem Gottesdienst in der Hauptstadt beiwohnte, der auch vor und nach dem Mittagsmahl ein Tischgebet sprach. Wenn sich Frömmig-

keit und makelloser Charakter vereint finden wie bei Andrup, dann darf er der Achtung aller guten Menschen gewiß sein.

Mit seiner Frau lebte er schon lange Jahre in glücklicher, wenn auch kinderloser Ehe. Frau Andrup war schon vorher verheirathet gewesen. Ihr Mann, ein Creole aus dem dänischen West-Indien, Namens Hildetand, war jung gestorben und hatte ihr zwei Kinder, einen Sohn — Adolf — und eine Tochter — Elisa, jetzt Frau Banemann — hinterlassen. Diese beiden Geschwister hatten aus ihren respectiven Ehen je fünf lebende Kinder, so daß Andrups sich also zehn munterer Enkel erfreuten.

Als George sich in seinem recht traulichen Stübchen häuslich eingerichtet hatte, begab er sich in das im Erdgeschoß gelegene, behaglich möblirte Wohnzimmer. Er ließ zunächst von Frau Andrup den Preis für Wohnung und Kost bestimmen, der sehr mäßig ausfiel, und machte sich dann mit der Haus- und Tagesordnung bekannt.

„Während wir sonst um zwei Uhr zu Mittag essen," sagte die alte Frau, „kann dies heute erst um Vier geschehen, da ich meinen Mann und einen Besuch aus Kopenhagen nicht früher erwarten kann. Genießen Sie daher vorher noch diese Zwischenspeise und benutzen Sie die Zwischenzeit nach Ihrer Neigung."

George spazierte im Dorf und dessen nächster Umgebung umher und war gegen vier Uhr wieder in seinem neuen Daheim. Als er in dem Gartenzimmer, welches von dem schönen Sonnenschein auf das freundlichste erhellt war, eben ein Buch ergriffen hatte, trat Frau Banemann mit zwei Herren ein und stellte sie ihm, sich jetzt der dänischen Sprache bedienend, vor. Der Eine war ihr

Stiefvater, Christian Andrup. George redete ihn dänisch an: „er freue sich, auf Seeland, in einem so schönen Dorf und in einem so reizend gelegenen Hause zu sein; er habe Herrn Andrup viele Grüße von Herrn Karl Banemann in Berlin zu überbringen, welcher übermorgen Abend in Kopenhagen eintreffen und auch Gjentofte besuchen wolle."

Andrup war überrascht und erfreut, von einem jungen Manne aus Berlin in dänischer Sprache angeredet zu werden; auf seinem Gesicht war eine gewisse Rührung zu lesen. Kräftig schüttelte er George die Hand. „Sie gehören also nicht zu der großen Schaar von Deutschen," sagte er dann, „die sich zu vornehm dünken, um Dänisch zu lernen. Sie verachten nicht wie Jene die Sprache unseres Landes, unser Land und Volk. Dann sind Sie eine rühmliche Ausnahme und wir werden uns schon verständigen."

Neben Andrup stand ein hochgewachsener, schlanker junger Mann in der kleidsamen Interimsuniform der dänischen Offiziere, welche der bekannten schwarzen braunschweigischen Uniform bis auf die Kokarde völlig gleicht. Der junge Mann war Harald Hildetand, Lieutenant in der Infanterie. Sein feines, edel geformtes Gesicht, welches ein wenig sonnverbrannt war, lächelte jetzt freundlich. Seine großen, klaren blauen Augen studirten die Physiognomie unsers George. Als sein Großvater schwieg, sagte der junge Lieutenant, indem er des Fremden Hand ergriff, in dänischer Sprache:

„Endlich habe ich das Vergnügen, Sie kennen zu lernen, mein lieber Herr Armand. Seien Sie mir herzlich willkommen! Was mich jetzt aber am meisten freut,

ist das, daß Sie ganz passabel Dänisch sprechen; denn ich schreibe wohl zur Noth einen deutschen Brief, aber das Sprechen wird mir saurer wie Englisch und Französisch. Der, die, das, mir, mich, werden stets die Steine sein, über die ich im Deutschen falle. Wirklich, diese Sprache ist für mich zu schwierig."

Frau Andrup ersuchte die Herren jetzt, zum Essen zu kommen. Das Mahl wurde unter heiterem Gespräch eingenommen. George erfuhr noch, daß Harald's Eltern und Geschwister heute einen weiteren Ausflug unternommen hätten, daß sie aber übermorgen Abend an der Dampfschiffsbrücke die Ankunft von Karl und Ferdinand Banemann erwarten würden.

10.
Schüchtern bei Damen.

Kein Feuer, keine Kohle,
Kann brennen so heiß,
Als heimliche Liebe,
Von der Niemand was weiß.

Deutsches Volkslied.

Als George am andern Morgen im Wohnzimmer erschien, fand er nur seine Wirthin und deren Gesellschafterin und Stütze, Eleonora Larsen, ein junges Mädchen, welches sich der Hausfrau durch Fleiß, Freundlichkeit und Bescheidenheit werth gemacht hatte. Eleonora, gewöhnlich Nore gerufen, war die Schwester des norwegischen Malers Olaf Larsen. Sie war von kleiner Statur, blond und blauäugig, wie die meisten Mädchen in den drei nordischen Königreichen; ihr ganz hübsches Gesicht war von sanftem Ausdruck. Außer ihrer Muttersprache verstand sie nicht einen fremden Laut. Wenn sie eine Unterhaltung in fremder Sprache hörte, wollte sie sich vor Lachen ausschütten; denn nichtdänische Worte dünkten ihr zu spaßig.

George verabschiedete sich bis zum Mittagessen, um sogleich einen Recognoscirungsmarsch nach dem Sund zu unternehmen. Er durchschritt ganz Gjentofte, dann Bernstorff-Park, schlug die Jägersborg-Allee ein und durcheilte den uralten Wald von Charlottenlund, an dessen

östlichem Saum ein Gasthof mit der Inschrift steht: „Over Stalden" (über dem Stall). Unten befindet sich nämlich die Ausspannung und oben sind die Gastzimmer. Erst hier, dicht am Strande, wird die See sichtbar. Einige Schritt weiter nördlich erhebt sich eine Tafel mit der Inschrift: „Seebadeanstalt Oeresund". Hier trat George ein und nahm sein erstes Seebad in dem krystallklaren Wasser der Ostsee. Hier war das Baden angenehmer, wie dicht bei Kopenhagen, und bedeutend billiger, wie in dem eine Stunde nördlicher gelegenen Modebadeort Klampenborg. Der Wellenschlag ist hier freilich nicht so stark wie in der Nordsee, auch der Salzgehalt des Wassers nicht so groß; dafür genießt der Badende die Reize dieser herrlichen Gegend, der Buchenwälder und der Wiesen vom schönsten, köstlichsten Grün; dafür erscheint ihm das Meer in seiner bezauberndsten, verlockendsten Gestalt: bei trübem Wetter grün, bei klarem Himmel tiefblau, wie man den Golf von Neapel aus der Oper „die Stumme von Portici" kennt.

George brauchte die Seebäder vier Wochen hindurch fast täglich. Von Gjentofte bis an den Sund beträgt der Hin- und Rückweg zwei Stunden. Diese Kur und starke Märsche, auf welchen er das Innere der Insel Seeland täglich durchstreifte, machten aus dem blassen Berliner bald einen ganz andern Menschen. Er fühlte sich elastisch, geschmeidig, hatte stets einen vortrefflichen Appetit und seine Wangen färbten sich mit dem lebhaften Roth der Gesundheit, welchem die liebe Sonne noch einen bräunlichen Ton beifügte. Seine alte Heiterkeit fand sich wieder. Wenn er so mitten im Walde dahinschritt, zog

er sein Taschenliederbuch hervor und sang deutsche Volks-
lieder, daß

„Der Wiederhall
Im Eichenthal
Klang nach
So lang', so lang'."

Die Hirsche und Rehe, welche in ganzen Rudeln ruhig
ästen, hoben dann neugierig die zierlichen Köpfe in die
Höhe und schauten dem fröhlichen Sänger verwundert nach.

Um acht Uhr Abends kehrte er in sein Dorf und zu
Andrups zurück, aß mit einer Art Wolfshunger zu
Abend und verplauderte mit den gemüthlichen Leuten noch
ein paar Stündchen. Wenn er dann mit frohem Be-
hagen von den schönen Landschaften erzählte, die er kennen
gelernt, mit Wonne von Wald, Wiese, Meer, Fischer-
dörfern, Sonnenuntergang sprach, so freuten sich die
alten Leute und die Frau rief öfter: „Wie schade, daß
Sie nicht Landschaftsmaler geworden sind! Sie haben
eine so innige Freude an der schönen Gottesnatur wie
selten ein Mensch." —

Das Leben und Treiben der dänischen Hauptstadt
kennen zu lernen, ebenso wie ihre zahlreichen Kunstschätze,
machte sich George ebenfalls zum Zweck seiner Anwesen-
heit auf Seeland. Kopenhagen ist von Gjentofte eine
Meile entfernt, welche durch die Eisenbahnverbindung fast
verschwindet; außerdem führt die Chaussee, der Königs-
weg, direct an das Nordthor (Nörreporten) und endlich
der Strandweg längs des Sundes, an Wald, Parks und
Landhäusern vorüber, bis an das Ostthor (Oesterporten).
Die Eisenbahn benutzte George fast nie, da er ja Zeit
hatte, die Meile zu marschiren.

Da die Brüder Banemann Dienstag, den 6. August, in Kopenhagen eintreffen wollten und ihnen Seitens der Familien Banemann und Hildetand ein feierlicher Empfang zugedacht war, so wanderte George schon in der Mittagsstunde nach der Stadt, flanirte in den belebten Straßen, besuchte zwei Buchhandlungen, an deren Besitzer er empfohlen war, und ging schließlich zu Frau Elisa Banemann. Diese war heute wie auch in der Folge stets sehr freundlich gegen ihn, setzte ihm eine Erfrischung vor — ohnedem geht es bei einem Besuch in Dänemark nie ab! — und plauderte mit ihm. Er ward ziemlich betroffen, als sie erzählte, daß ihre Schwägerin, Frau Hildetand, mit ihren Töchtern bald erscheinen würde, um mit ihr zusammen nach dem Landungsplatz zu gehen.

„Dann wird Ina gewiß auch dabei sein!" dachte er sich. „O, das hätte ich nicht erwartet." —

Der Besuch kam ziemlich schnell. Kurz nach fünf Uhr erschien eine stattliche Dame, begleitet von drei jungen Mädchen. Es war Frau Hildetand nebst ihren Töchtern Emilie und Vexeline und ihrer Nichte Ina Sjöberg. Die übliche Vorstellung erfolgte. George fühlte, wie ihm alles Blut in die Wangen schoß. Die Damen Hildetand, die sehr lebhaften Temperaments zu sein schienen, richteten allerlei Fragen schnell durcheinander an den jungen Mann, der sie deshalb nicht verstand, darauf nicht antworten konnte und nun erst recht verlegen wurde. Ina aber reichte ihm ihre kleine, niedliche Hand und sagte mit ihrem anmuthigen Lächeln in dänischer Sprache wie die anderen Damen: „Willkommen in Dänemark!" Während Alle hierauf umständlich Platz nahmen und ihre Kleider ordneten, ergriff George ein Zeitungsblatt,

um seine Fassung wieder zu erringen und um die Damen von dieser verdeckten Stellung aus zu beobachten.

Frau Hildetand, wie oben bemerkt, von stattlicher Figur, mochte gegen vierzig Jahre zählen. Sie hatte ein entschieden nordgermanisches Gepräge. Ihr Gesicht trug unverkennbare Spuren einstiger Schönheit. Daß sie früher schön gewesen sein mußte, konnte man an ihren Kindern sehen, namentlich an Harald und Emilie. Der junge Offizier zählte erst zweiundzwanzig Jahre. Emilie und Vexeline waren Zwillinge und jetzt neunzehn Jahre alt. Oft haben Zwillingsgeschwister große Aehnlichkeit miteinander; hier war aber das Gegentheil der Fall. Emilie war groß, schlank, zart und fein wie eine Sylphide, blassen Gesichts und dunkelblond; Vexeline klein, voll und üppig, rothbäckig und brünett. Ihre geistigen Fähigkeiten und ihre Neigungen waren dieselben. Sie hatten eine rein dänische Erziehung genossen, verstanden nicht ein Wort deutsch, schwärmten nur für dänische und nordische Dichter und liebten Musik, Gesang und Tanz leidenschaftlich. Sie waren echte Kopenhagener Kinder, allezeit lustig und selbst ausgelassen, gutmüthig, freigebig bis zur Thorheit, leichtsinnig und leicht beweglich. Wahrlich, jener Schriftsteller hatte nicht Unrecht, der die Bewohner der dänischen Hauptstadt die Pariser am Sunde nannte.

Was nun Fräulein Ina Sjöberg betrifft, so hatte sie sich in dem einen Jahre, seitdem sie Berlin verlassen, zur schönsten Jungfrau entwickelt. Ihr Anblick machte auf George den tiefsten Eindruck. Sie stand jetzt schöner, herrlicher vor ihm da, als wie er sie in seinen Träumen gesehen. Ihr Bild war vor seinem geistigen Auge fast verblaßt; wie ein Funke unter der Asche schlummerte ihr

Andenken in seinem Herzen. Jetzt bei diesem Wiedersehen ward der Funke zur hellen Flamme angefacht. Er fühlte, daß seine sonst stets schlagfertige Rede ihn in dieser Stunde im Stich ließ. Er warf die Zeitung vor sich hin, ergriff seinen Hut und mit den Worten: „Auf baldiges Wiedersehen, meine Damen!" stürzte er aus dem Zimmer.

Die beiden Frauen und die jungen Mädchen sahen sich erst erstaunt, dann lächelnd an. „Das ist ja ein sonderbarer junger Mann, liebe Schwägerin," sagte Frau Hildetand. „Erst beantwortet er unsere Fragen nicht, dann setzt er sich mit der Zeitung in eine Ecke —"

„Und starrt dabei blos unsere Ina an, um uns schließlich ganz davonzulaufen," ergänzte Vexeline mit einem schalkhaften Lächeln.

„Sonst ist er doch so verständig," bemerkte Frau Banemann; „ihm wird es so gehen, wie vielen jungen Männern seines Alters: in Gegenwart junger Mädchen sind sie blöde und wagen nicht den Mund zu öffnen."

Gegen sieben Uhr war der Landungsplatz der Dampfschiffe — auch Quästhuusbrücke genannt — mit Menschen gefüllt. Hier harrten auch Frau Banemann mit ihren Kindern, die Damen Hildetand und Fräulein Ina Sjöberg; in einer Gruppe standen Lieutenant Harald, der Norweger Olaf Larsen und George Armand. Kurz nach Sieben ging eine Bewegung durch die Menge: der von Malmö kommende Dampfer durchfurchte die Wasser des Binnenhafens und legte gleich darauf am Landungsplatz bei. Die Erwarteten betraten den festen Boden.

Ferdinand Banemann begrüßte seine Familie, und Karl,

der dicke, gemüthliche Onkel Karl, flog aus einer Umarmung in die andere, von George um die vielen Küsse beneidet, die ihm jetzt von zarten Frauenlippen ausgetheilt wurden.

Als die ganze Colonne in die Banemann'sche Wohnung ziehen wollte, erschien noch Herr Adolf Hildetand, Harald's Vater, ein stattlicher Mann von etwa vierzig Jahren, echter Typus eines Nordländers, den ein starker blonder Backenbart zierte. Dieser Herr, Associé der Firma Sjöberg und Hildetand in Stockholm und Kopenhagen, war von feinem, sehr empfehlendem Aeußern und von jener verbindlichen Höflichkeit, wie sie bei gebildeten Schweden und Dänen so häufig angetroffen wird. George ward ihm von Harald vorgestellt und blieb auf dem Wege nach Vimmelskaftet sein Begleiter. Herr Hildetand kannte aus Ina's Mittheilungen George's Vorliebe für den Norden; er behandelte ihn deshalb mit Auszeichnung, führte die Unterhaltung aber in deutscher Sprache, deren er meisterhaft mächtig war.

Die ganze Gesellschaft versammelte sich nun in der Banemann'schen Wohnung zu einem Abendessen, wobei es sehr lustig zuging. George war von Herrn Hildetand so in eine Unterhaltung über Frankreich und die Pariser Weltausstellung, von der er soeben zurückkam, verwickelt worden, daß er auf die junge Welt wenig achten konnte. Um neun Uhr erst fiel ihm ein, daß er nach Gjentofte zurück müsse. Als er dies Herrn Hildetand mittheilte, forderte dieser alle Anwesenden auf, ihm in corpore das Geleit nach dem Bahnhofe zu geben. Der Vorschlag ward angenommen. Als sich die Procession paarweise in Bewegung setzte, wollte es der Zufall, dieser neckische Gelegenheitsmacher, daß Ina für George übrig blieb. Mit

einem reizenden Lächeln bat sie um seinen Arm, den er ihr mit wonnigem Beben überließ. Wie sie hinter den Anderen hergingen, sagte Ina in scherzendem Tone:

„Mein werther Herr Armand! Hoffentlich werde ich noch öfter das Vergnügen haben, Sie zu sehen; hieran muß ich aber eine Bedingung knüpfen, die für uns Beide heilsam sein dürfte. Ich lebe hier in einer Familie, in welcher weder Schwedisch noch Deutsch, sondern ausschließlich Dänisch gesprochen wird. In den sieben Monaten meines hiesigen Aufenthalts habe ich selbst mich auch nur in letzterer Sprache unterhalten können. Das Dänische soll auch für unsern Verkehr allein zur Anwendung kommen. Sprächen wir Deutsch, so würden die Personen meiner Umgebung stets etwas Verfängliches wittern. Ich will daher von vornherein allen Verdacht im Keime ersticken."

George konnte gegen diesen Vorschlag natürlich nichts einwenden. Die dänische Sprache ist ja auch der alleinige, wahre und leichteste Uebergang vom Deutschen zum Schwedischen. Auf dem neutralen Boden Dänemarks war ihre Anwendung ebenso vernünftig wie naturgemäß.

Ina fragte ihn nun in harmloser Weise nach vielen Kleinigkeiten, welche Fragen George auch schnell und erschöpfend beantwortete. Als sie den Bahnhof erreicht hatten, gab sie ihm die Hand zum Abschied, deren Druck er warm erwiderte. Schnell entführte ihn das Dampfroß nach Gjentofte. Ermüdet, aber freudig suchte er die Ruhe. Mit dem Gedanken an die wiedergefundene erste Freundin schlief er ein; sie war der Gegenstand seiner Träume.

11.

Kopenhagens Montecchi und Capuletti.

Zwei Feinde lagern so im menschlichen Gemüthe
Sich immerdar im Kampf: verderbter Will' und Güte;
Und wo das Schlecht're herrscht mit siegender Gewalt,
Dergleichen Pflanze frißt des Todes Wurm gar bald.

Shakespeare, Romeo und Julia.
2. Act, 3. Scene.

Als George am andern Morgen wie gewöhnlich „durch die Wälder, durch die Auen leichten Sinns dahinzog", wollte es mit seinem Gesang nicht recht vorwärts gehen; er mußte beständig an die junge Schwedin denken. Lebhaft sehnte er den Augenblick herbei, der sie wieder mit ihm zusammenführen sollte. Er mußte aber bald erfahren, daß sich ihm hier ungeahnte Hindernisse in den Weg stellten. Romeo-George sollte nicht mit Julia-Ina zusammenkommen, weil die Montecchi-Banemann den Capuletti-Hildetand feindselig gegenüberstanden.

Es war allerdings nicht offene Feindschaft, sondern nur Disharmonie, welche die beiden Familien trennte. Die Familie Banemann lebte nach dem Spruch: „Bete und arbeite!" Sie hatte sich daran gewöhnt, still und fleißig der Tagesarbeit nachzugehen. Niemals machte sich in ihrem Kreise frohe Stimmung in lustigen Liedern Luft. Die Eltern und auch die Kinder gingen mit ihren Einkünften haushälterisch um.

Anders war es bei Hildetand's; hier lautete der Wahlspruch: „Leben und leben lassen!" Hier ertönten beständig muntere Lieder. Harald und die Zwillingsschwestern besaßen herrliche Stimmen, und als zu Neujahr 1867 Ina Sjöberg mit ihren großen musikalischen Talenten im Bunde die Vierte ward, da begann erst der wahre Jubel. Die Eltern traten nie störend dazwischen; im Gegentheil freuten sie sich darüber, daß ihre Kinder und die schwedische Nichte so munter und lebenslustig waren. Harald brachte oft einen seiner Kameraden zu Besuch mit, und häufig kamen andere Bekannte. Ebenso machte man Gegenbesuche oder nahm an Bällen und Kränzchen Theil, auf welchen die hübschen, jungen Mädchen von zahlreichen Bewunderern umflattert wurden.

Andrups, als Großeltern, hatten alle ihre Enkel lieb; aber Banemann's erhielten bald den Vorzug. Hildetand's waren nicht kirchlich, weil der Vater ein Freigeist war. So kam es auch, daß der Verkehr der Letzteren mit den Großeltern wenig rege war. Eine Ausnahme machte allein Harald. Er war der Lieblingsenkel; sein Großvater Andrup war stolz auf ihn, weil der junge Mann 1864 als Freiwilliger an dem Kriege gegen Oesterreich und Preußen theilgenommen hatte und seitdem auf Avancement weiter diente. Harald war es auch, der seine Großeltern ersucht hatte, George in Kost und Wohnung zu nehmen. Als Frau Elisa Banemann dieses Gesuch befürwortete, ward George's Aufnahme beschlossen.

Frauen besitzen einen eigenthümlichen Scharfsinn, wenn es sich darum handelt, bestehende oder gar entstehende Liebesverhältnisse zu ermitteln. Sie entfalten dann eine Lust an Intrigue, um Liebende zu trennen oder ihnen

5*

Hindernisse zu bereiten, daß ein unparteiisch zuschauender Mann solchem Treiben gegenüber nur mit Befremden und Widerwillen erfüllt werden kann. Jetzt hatte sich etwas Aehnliches vorbereitet.

Obgleich George Armand die junge Schwedin nur zweimal in seinem Leben gesehen und sie nur in Gegenwart von Zeugen gesprochen hatte, setzte Frau Andrup nach einem Berichte Harald's mit voller Bestimmtheit voraus, George müsse in Ina sterblich verliebt sein. Daraufhin beschloß die Großmutter im Bunde mit ihrer Tochter, der Frau Banemann, den vermeintlichen Liebenden so viel Steine wie möglich in den Weg zu werfen. Folgendes waren die Beweggründe dazu:

Frau Banemann besaß selbst eine heirathsfähige, gar nicht üble Tochter, die sie, wie ganz natürlich, je eher, je lieber an den Mann gebracht hätte. Als ihr Neffe Harald ihr von der durch einen seltsamen Zufall gemachten Bekanntschaft Ina's mit George Armand in Berlin erzählte und sie später einmal einen Brief von ihrem Schwager Karl ebendaher erhielt, der desselben jungen Mannes lobend erwähnte, interessirte sie dies so sehr, daß sie Harald bestimmte, ihn zu einem Besuch in Kopenhagen einzuladen.

Nachdem George hier eingetroffen und sie mit ihm gesprochen hatte, fand sie ihre Erwartungen noch übertroffen. Sie begab sich zu ihrer Mutter nach Gjentofte und sagte ihr: „Dieser Herr Armand hat mich ganz für sich eingenommen; er besitzt wirklich eine vielseitige Bildung, ist ein Freund unseres Landes, weiß angenehm zu unterhalten und huldigt nicht einmal der Manie des Rauchens. Seine Einnahmen sind zwar nicht bedeutend,

indeß einer Steigerung fähig. Mein Schwager Karl theilte mir mit, daß er sehr solide lebe und mit dem Gelde vernünftig umzugehen verstehe. Kurz und gut: dies wäre ein Schwiegersohn, wie ich ihn brauchen könnte. Ich glaube allerdings wohl, daß er auf Ina ein Auge geworfen hat; indeß hat er sie ein volles Jahr hindurch nicht gesehen, und wenn sie ihm trotzdem doch noch im Sinne liegt, so hat Ina ihn ganz sicher vergessen, dieser lose Schmetterling."

„Mag dem sein, wie ihm wolle," sagte Frau Andrup, „ich will schon mein Möglichstes thun, um eine Annäherung der Beiden zu hintertreiben. Ina darf während der nächsten vier Wochen mein Haus nicht betreten, eben so wenig wie Emilie und Vexeline. Ferner müssen wir Armand so beschäftigen, daß er keine Zeit hat, Hildetand's aufzusuchen. Es paßt sich vortrefflich, daß Karl Banemann jetzt ebenfalls in Kopenhagen ist; da hat der junge Mann einen Zeitvertreib mehr. Mein Haupttrumpf soll aber folgender sein: ich werde ihm eine solche Schilderung von Ina entwerfen, daß er es vorziehen wird, ihr fern zu bleiben. Er soll es hören, daß sie eingebildet, hochmüthig, kokett, verzogen, putzsüchtig und verschwenderisch ist; daß sie von den Arbeiten der Haushaltung gar nichts versteht, daß sie schon ein Dutzend Liebhaber gehabt, jedem Hoffnungen gemacht und alle an der Nase herumgezogen hat. Wenn dem guten Armand da nicht bange wird, dann weiß ich's nicht." — —

Eine Zeit lang glückte den beiden Frauen ihr Manöver. Vormittags war George durch das Seebad in Anspruch genommen, und von Mittag ab durchstreifte er

gewöhnlich in Gesellschaft der Herren Ferdinand und Karl Banemann Seelands herrliche Buchenwälder.

Letzterer hatte die Dauer seines Aufenthalts in Kopenhagen auf vierzehn Tage festgesetzt, eine kurze Frist, wenn man in dieser Zeit sich an dem seemännischen Straßen- und Hafenleben der Hauptstadt ergötzen, wenn man die großartigen Vergnügungslokale Tivoli und Alhambra besuchen und die Museen, namentlich das von Thorwaldsen, das ethnographische und das der nordischen Alterthümer, besichtigen will; wenn man endlich genußreiche Ausflüge in die an vielen schönen Punkten reiche Umgegend unternimmt.

Karl Banemann wandte seine Zeit auch gut an; er war von Morgen bis Abend auf den Beinen, besichtigte Alles, was ihm vor die Augen kam, mit dem Behagen des Touristen, oder kneipte — Natur. Einige Tage nach seiner Ankunft besuchte er an einem Nachmittage mit seinem Landsmann George die Häfen, von dem Zollamt (Toldboden) an bis an die Börse. Die vielen Schiffe und Seeleute, Fischhändler und Seefische zu sehen, war für die beiden Berliner ein wahres Fest. Schließlich machten sie einen Spaziergang rings um die Stadt auf den von den schönsten Bäumen eingefaßten Wällen. Gegen Abend trennten sie sich. Karl Banemann versprach George, ihn am nächsten Sonntag Mittag von Gjentofte abzuholen, um dann mit ihm den Thiergarten, anderthalb Meilen nördlich von der Stadt, zu besuchen.

Als der junge Mann die beiden Brüder am Sonntag Mittag richtig ankommen sah, um ihn zu der Waldpartie abzuholen, schmeichelte er sich mit der Hoffnung, an dem Sammelplatz aller Theilnehmer auch Hildetands und

Ina zu treffen. Als er aber mit seinen Begleitern Charlottenlund erreicht hatte, traf er in dem Garten nahe dem Strande zwar die ganze Familie Banemann und verschiedene Personen aus deren Bekanntenkreis, jedoch weder Jemand von Hildetands, noch die junge Schwedin. Als Mann von Welt ließ er die Enttäuschung, die er fühlte, nicht merken; er hatte nicht allein für die anwesenden jungen und alten Damen verbindliche Worte, er zwang sich sogar zu einem gewissen Grade von Fröhlichkeit, die auch natürlich wurde, als die Gesellschaft bei dem hellsten Sonnenschein und wolkenlosen Himmel die unvergleichlichen Riesenbuchen des Thiergartens erreichte.

Der Kopenhagener Thiergarten (dänisch Dyrehave) war heute, wie an jedem schönen Sommersonntag, von Tausenden von Menschen besucht. Hier findet sich vereint, was ein uralter Laubwald Schönes und Anmuthiges und die tiefblaue See Sehnsuchterweckendes hat. Auf dem sogenannten Thiergartenhügel tummelt sich im Juni und Juli das bunteste Volksleben, was sich denken läßt. Der selige Schützenplatz und die Hasenhaide in Berlin vermögen nur eine schwache Idee von diesem vielgestaltigen Treiben zu geben. Schöner als dieser menschliche Wirrwarr sind aber die Naturschönheiten des Thiergartens: Ulvedalen (das Wolfsthal) und die verschiedenen Quellen: die Emilia-Quelle, reizend am Saume des Waldes und einer Meeresbucht gegenüber gelegen, die Königsquelle und namentlich Kirsten-Piils-Quelle im Dickicht des Waldes. Den größten Genuß gewährt die Aussicht von dem Jagdschloß Eremitage, welches der König Christian VI. im Jahre 1736 auf dem höchsten Punkte des Thiergartens erbauen ließ.

Wer an einem solchen gesegneten Tage in so schöner Gegend einen Nachmittag im Freien zubringt, dem vergeht die Zeit, als wenn sie Flügel hätte. So sank auch heute die Sonne bald tiefer und tiefer, bis sie endlich ganz hinter den Kronen der Laubbäume verschwand. Bei einbrechender Dunkelheit langte George wieder in seiner ländlichen Wohnung an. Der Landsee hinter dem Hausgarten lag jetzt still und träumend da, und über die regungslose Wasserfläche warf der Mond seine silbernen Strahlen.

12.

George wird entführt.

Drei nur! — Fehlt eins noch hier:
Zwei von jeder Art macht vier.
Seht, sie kommt ja, wie sie soll;
Auf der Stirn Verdruß und Groll.
Amor steckt von Schalkheit voll,
Macht die armen Weiblein toll.

Shakespeare, Ein Sommernachtstraum.
3. Act, 2. Scene.

Unerwarteter Weise sollte sich schon am nächsten Tage eine Wendung in dem unserm George von der „Alten am See“ und ihrer Tochter zugedachten Geschick vorbereiten.

Als er in der Mittagsstunde im Wohnzimmer saß und durch die klaren Fensterscheiben die stille Dorfstraße hinabsah, erschienen plötzlich die Brüder Banemann an dem Vorgärtchen. Einen Augenblick später saßen sie in der Stube, ihm und der alten Frau Andrup gegenüber. Nach der ersten Begrüßung zog der dicke Karl einen Brief aus der Brusttasche und sagte: „Zu meiner unangenehmen Ueberraschung erhalte ich heute früh diesen Brief von meinem Geschäftsführer Herrn Klein, in welchem mir derselbe meldet, daß die Geschäfte sich seit meiner Abreise von Berlin in einem so unerhörten Grade gehäuft hätten, daß meine sofortige Rückkehr durchaus nothwendig sei. Dieser Klein ist wirklich ein Schwerenothskerl; kann sich nicht einmal vierzehn Tage ohne

mich behelfen, stört mich in meinem besten Vergnügen, in dem einzigen wahren Genuß, der für mich Werth hat. Aber was soll ich machen? Wie der Oberpriester Kalchas in der schönen Helena muß ich resignirt sagen: „Contre la force il n'y a pas de résistance" — gegen die Gewalt kein Widerstand! — Morgen muß ich fort von hier und muß Abschied nehmen. Heute aber wollen wir Drei noch in den Wald,

Den frischen, grünen Wald,
Wo's Echo schallt;

und da Andrups mich schon formell auf einen Tag zu sich eingeladen haben, werde ich diese Nacht hier bleiben, morgen Mittag in Ihrer Gesellschaft, lieber Herr Armand, nach Kopenhagen zurückkehren und übermorgen über Stettin nach Berlin zurückreisen. Auf die Art genieße ich noch ein wenig dänisches Leben."

Frau Andrup und George zollten dem gemüthlichen „Onkel" Karl Beifall. Die drei Herren traten hierauf sofort ihre Wanderung an, auf welcher wir sie begleiten wollen, um den deutschen Lesern zu zeigen, daß es auf dem bei Weitem nicht genug geschätzten Seeland Landschaften giebt, von welchen sich unsere Schul- und Reiseweisheit nichts träumen läßt.

Als sie Gjentofte im Rücken hatten, schritten sie, an der Brüderhöhe und Bernstorff-Park vorbei, durch ein anmuthiges Thal nach dem Dorfe Jaegersborg, wo sich die Reitschule für die dänische Cavallerie — Husaren und Dragoner — befindet. Ohne Aufenthalt gingen sie weiter, bis sie das Forsthaus Fortunen am Saum des Thiergartens erreicht hatten. Hier genießt das entzückte Auge eine Aussicht über baumgekrönte Hügel, saftig grüne

Wiesen, prächtige Waldung und das den Horizont begrenzende Meer. Aus dunklen Baumgruppen sieht die weiße Façade von Schloß Bernstorff heraus, auf dessen Plattform die rothe Königsflagge mit dem weißen Kreuz weht. Im Hintergrunde breitet sich die Hauptstadt mit ihren Thürmen, aber auch vielen Windmühlen, aus. Mit Bedauern reißt der Naturfreund sich los, um weiter in den Urwald des Thiergartens einzudringen. Das Wetter war an diesem Tage so schön, wie es sich für den Sommer nur denken läßt. Die liebe Sonne lachte so freundlich auf die tausendjährigen Bäume herab, daß es eine Lust war, die goldenen Lichter zu betrachten. Das Wort des schwedischen Dichters Geijer ließ sich hier nicht anwenden:

„Wie ist es so dunkel
Tief, tief im Walde!“

Alles ist hier Freude, Leben, Farbe; der Himmel ist tiefblau wie im Süden. George mußte sich sagen: „Hier lernst Du auch einmal einen blauen Montag kennen im wahren Sinne des Wortes. Er und Karl Banemann gestanden sich, daß der Berliner Thiergarten doch gegen diese Pracht verschwinde. Menschen waren fast gar nicht zu sehen; desto argloser trieben Hirsche, Rehe, Eichhörnchen ihr Wesen, desto lustiger sangen die Vögel. Die Quelle von Kirsten Piils, gestern von Schaaren von Menschen umlagert, war heute leer. Hier trinken die Besucher in einem Pavillon nach alter Sitte ein Glas Quellwasser mit Cognac. Nachdem unsere drei Wanderer hier einige Zeit gerastet und diesem Brauch ebenfalls gehuldigt hatten, setzten sie ihren Weg durch den Wald weiter fort.

Sie durchschritten die Thiergartenebene, erreichten das

Jagdschloß Eremitage mit seiner weitumfassenden Rundsicht und gelangten sodann nach dem schöngelegenen Feilenwerk (Filevaerket), einigen an der Lyngby-Aue mitten im Walde gelegenen Eisenwaarenfabriken. Wieder ging die Wanderung durch Hochwald. Endlich lichtet sich dieser zur Rechten, und plötzlich stoßen die beiden Berliner einen Ruf freudiger Ueberraschung aus: ein tiefblauer Meerbusen von reinster Indigofarbe liegt vor ihren Blicken. Sie sind in dem Stranddorfe Skodsborg, wo einst König Frederik VII. Hof hielt. Mit Worten läßt sich dies Landschaftsbild nicht beschreiben: Man denke sich ein Meer wie die Südsee mit weißen Segeln, gleich Möven, azurnem Himmel, urwüchsigem, grünem Laubwald, und das Alles von dem hellen Sonnenschein überstrahlt. —

„O, wunderschön ist Gottes Erde
Und werth, darauf vergnügt zu sein!"

So mußte George Armand hier ausrufen.

Die Uhr zeigte auf Sechs, als der Führer, Ferdinand Banemann, seine Begleiter sich losreißen ließ und mit ihnen den Rückweg antrat. Als sie das Dorf Lundtofte passirt hatten, sollten sie eines andern Naturgenusses theilhaftig werden. In höhenreicher, wirklich romantischer Waldlandschaft, die dem Harz anzugehören scheint, liegt die große Tuchfabrik Brede. Zwischen ihr und der Papierfabrik Oerholm ziehen sich bewaldete Anhöhen hin, auf deren Kamm der Besucher sich in eine deutsche oder norwegische Gebirgslandschaft versetzt wähnt. Hier genossen die drei Wanderer den erhabenen Anblick des schönsten Sonnenuntergangs, der sie in die andächtigste Stimmung versetzte. Still, aber doch recht freudig, stiegen sie in die Ebene hinab, durchschritten den großen Park von Sorgen-

fri, einem von der Königin Caroline Amalie, Wittwe Christian VIII., bewohnten Sommerschlößchen, und endlich den stattlichen Flecken Lyngby. Ferdinand Banemann fuhr von hier aus mit der Eisenbahn nach Kopenhagen zurück, während dessen Bruder und George in demselben Coupé bis Gjentofte weiterfuhren. Nach einer solchen Wanderung bekam ihnen die Nachtruhe vortrefflich.

Der nächste Morgen lachte wieder so freundlich auf das Dorf, den Garten und den Landsee herab, daß den Menschenkindern die Erinnerung an den letzten Regen wie ein böser Traum erscheinen mußte. George unternahm wohlgemuth seine Morgenwallfahrt nach Charlottenlund und an den Oeresund. Um zehn Uhr war er wieder daheim; in Gesellschaft seines Landsmannes Karl Banemann verzehrte er mit starkem Appetit das kräftige dänische Frühstück. Hierauf begab er sich auf sein Zimmer, um für den beabsichtigten Besuch in Kopenhagen die Kleidung zu wechseln. Kaum hatte er die Wohnstube verlassen, als die Hausglocke ertönte und zwei in helle Sommerstoffe gekleidete junge Mädchen von neunzehn Jahren Haus und Wohnzimmer betraten. Freundlich und in sehr lebhafter Art begrüßten sie den „kjaeren" (lieben) Onkel Karl. Dieser lachte über das ganze Gesicht und streckte den „söde Piger" (süßen Mädchen) beide Hände entgegen. Plötzlich flog die Thür zum Nebenzimmer auf und auf der Schwelle erschien Frau Andrup. Halb unwillig, halb erschreckt musterte sie die beiden Fräulein und rief ihnen mit scharfer Betonung zu: „Was Ina, was Bexeline, Ihr hier?! Euch hätte ich nicht er-

wartet. Daß Ihr erscheint, ist ja gegen unsere Verabredung."

„Ach, beste Mutter,"*) sagten die Mädchen schmeichelnd, „in der Stadt ist es so heiß und da das Wetter so prachtvoll ist, sind wir herausgekommen; wir müssen doch einmal sehen, wie es Dir geht."

Die Matrone konnte mit Mühe ihren Verdruß verbergen. Wenn George Armand jetzt die beiden Mädchen zu sehen bekam, dann konnte ihr Plan durchkreuzt werden. Sie faßte daher einen schnellen Entschluß. Sie ließ Ina und Vexeline in ein Nebenzimmer treten; dann ging sie in das Vorderzimmer und sagte zu dem verwunderten Karl Banemann: „Armand darf in keinem Fall die beiden Mädchen sehen. Verlassen Sie mit ihm sofort das Haus, führen Sie ihn nach der Schänke am jenseitigen Ufer des Sees und halten Sie ihn dort möglichst lange fest; ich werde unterdeß Ina und Vexeline nach der Stadt zurückschicken."

Der dicke Onkel wußte nicht, wie ihm geschah und wohin diese Maßregel führen sollte. Indeß begab er sich zu George, dem das vom Bade nasse Haar noch ungeordnet um die Schläfe hing, dessen Toilette überhaupt sich noch in einem ziemlich primitiven Zustande befand. „Kommen Sie, lieber Herr Armand, retten wir uns; uns steht ein Ueberfall bevor. Zwei junge Damen aus der Stadt werden mit Frau Andrup alle Theile des Hauses besichtigen; wir müssen uns daher für kurze Zeit unsichtbar machen. Jedenfalls können Sie ihnen so nicht gegenübertreten."

*) Die Dänen sagen nicht Großvater oder Großmutter, sondern bester Vater, beste Mutter. D. Verf.

Mit diesen Worten zog Karl Banemann den erstaunten George aus dem Zimmer, die Treppe herunter und aus dem Hause. Als Frau Andrup die Luft rein fühlte, drang sie in die jungen Mädchen, nach der Stadt zurückzukehren, da Onkels Besuch ihr viel Umstände verursache, und sie sich deshalb leider nicht mit ihnen beschäftigen könne. Die beiden Fräulein waren aber ebenso schlau wie die Alte und erwiderten, sie würden die „beste" Mutter gar nicht belästigen, sondern sich bis Mittag nur im Hausgarten und Nachmittag in Bernstorff-Park ergehen. Dabei mußte sich Frau Andrup beruhigen und dem nun Kommenden entgegensehen.

Als die beiden Berliner in der Seeschänke anlangten, zeigte die Uhr auf Elf. Sie nahmen an dem weiß gescheuerten Holztisch Platz und tranken in Kopenhagen gebrautes bairisches Bier („Baiersk Oel"). Karl Banemann sprach sich des Längern und Breitern über die verschiedenen Biersorten zu, deren Genuß er ja einen Theil seines ansehnlichen Körperumfangs verdankte. George hörte zerstreut zu, glättete vor dem halbblinden Spiegel sein Haar und blickte wiederholt über die Wasserfläche des Sees nach den Häuschen von Gjentofte, die aus dem anmuthigen Grün ihre Dächer hervorstreckten. So verging langsam eine Stunde. Jetzt sprang George mit den Worten auf: „Herr Banemann, wenn Sie drüben bei Andrups zu Mittag speisen und schon um halb Zwei nach Kopenhagen fahren wollen, so ist es die höchste Zeit, daß wir den Rückweg antreten."

Dies sah der Angeredete auch ein. Sie gingen am Ufer entlang bis an die Hinterthür des Hausgartens. George sah zwei helle Kleider durch die grünen Zweige

flimmern. Mit einem Satz sprang er über den niedrigen Stacketenzaun und eilte den Gartensteig hinab. Die Fräulein konnten ihn nicht sehen, da sie nach der entgegengesetzten Richtung blickten; aber Frau Andrup sah ihn kommen und schob sich sofort wie eine Barrikade zwischen ihn und die jungen Mädchen. In diesem Augenblick hörten Alle einen Krach: Onkel Karl hatte beim Uebersteigen des Zauns mit wuchtigem Schritt eine Latte eingetreten. Ina und Bexeline sahen sich um, tänzelten bei der Alten vorbei und eilten auf George zu, dem sie lebhaft die Hände entgegenstreckten, dann begrüßten sie auch den Onkel. „Wo sind Sie gewesen?“ war ihre erste, sehr lebhafte Frage.

„Spazieren!“ antwortete Onkel Karl mit dem vergnügtesten Gesicht von der Welt. Die beiden Mädchen sahen ihn schmollend an. Die im Hintergrunde stehende Nore, die kleine Norwegerin, wollte sich halb todt lachen. Großmama aber zog sich mit ihrem Aerger in das Haus zurück. Die lebhafte Bexeline mit den vollen, üppigen Körperformen, ging auf den corpulenten Onkel zu, während die schlanke Ina sich zu dem ebenfalls schlanken George gesellte.

Die beiden Paare gingen einige Male im Garten auf und ab. Vor einem Strauch weißer Rosen blieben sie stehen. „Wie herrlich auf Seeland noch die Rosen blühen!“ rief George aus; „in der Nähe von Berlin ist die Zeit ihres größten Flors lange dahin.“ Die beiden jungen Mädchen pflückten zwei Rosen und befestigten sie ihren Begleitern im Knopfloch. Während diese sich über diese Decoration freuten, meldete Nore, daß das Mittagessen angerichtet sei. — —

Im Gartenhause war der Tisch gedeckt. Den Ehrenplatz erhielt Onkel Karl neben dem Hausherrn; die Uebrigen nahmen nach Gutdünken Platz. Ina setzte sich neben George. Kaum saß sie, als die Großmutter ihr mit zürnendem Auge und gebieterischem Wink befahl, einen andern Platz einzunehmen. Ina erhob sich unwillig; doch bald hatte sie eingesehen, daß diese Strafversetzung auch ihren Vortheil habe. Sie saß nicht mehr neben ihrem Freunde, aber ihm gegenüber. Schelmisch lächelte sie ihm zu. Die Großmama ärgerte sich von Neuem.

Der Hausherr und sein Gast unterhielten sich von politischen Tagesfragen, die Hausfrau reichte beständig die Speisen herum, die junge Welt that ihnen Ehre an und sah sich in die Augen. Bald nach ein Uhr wünschte man sich gesegnete Mahlzeit. Onkel Karl mußte mit dem Zuge nach der Hauptstadt; er sagte der alten Frau Andrup ein herzliches Lebewohl. Christian Andrup gab seinem Gast den Arm, um ihn nach der Eisenbahnstation zu geleiten. George war mit den beiden Fräulein schon einige Schritte voran; er hatte Ina seinen rechten, Vexeline seinen linken Arm geliehen. Mit diesen beiden Corvetten im Schlepptau wollte er davonsegeln. Die Großmutter rief die jungen Mädchen mit durchdringender Stimme zurück. „Ina!" rief sie streng, „gieb Onkel Karl den Arm, und Du, Vexeline, geh' mit Deinem Großvater."

„Das hätte ja keinen Zweck," sagte Letzterer, „ich und Karl führen uns Beide am besten, die jungen Leute mögen nur vorangehen."

Lachend zogen diese die Dorfstraße hinab. „Wie garstig die Großmutter gegen mich war!" bemerkte Ina

unmuthig; „ich begreife gar nicht, was sie mit diesem Benehmen bezweckt. Sie verleidet mir wirklich ihr Haus."

„Ich beklage nur," fiel George ein, „daß ich mich Ihrer Gesellschaft, meine Damen, heute nicht länger erfreuen darf, da ich mich verpflichtet habe, jetzt mit Herrn Banemann nach Kopenhagen zu fahren, um mit ihm und seinem Bruder Ferdinand das berühmte Tivoli zu besuchen."

„Es ist wirklich recht schade," sagte Vereline, „daß wir gerade an dem unrechten Tage nach Gjentofte kommen mußten; indeß „morgen ist wieder ein Tag", wie unser König Waldemar IV. zu sagen pflegte. Morgen Mittag zwei Uhr segelt Onkel Karl nach Deutschland zurück; wir werden bei der Zollbude von ihm Abschied nehmen. Sie finden sich dort ebenfalls ein, also Farvel bis morgen!"

Damit war das Stationshaus erreicht.

Um halb Zwei rasselte der von Helsingör kommende Zug heran. Die beiden Berliner nahmen in einem Coupé Platz; ein Pfiff, ein Ruck — und fort ging es. Die beiden Fräulein kehrten einigermaßen niedergeschlagen in's Dorf zurück, um später den nach Bernstorff-Park beabsichtigten Ausflug in Gesellschaft von Nore auszuführen.

13.
Die lange Linie.

> Was heißt: „Ich liebe Dich!“ — „Jeg elsker Dig!“
> Das ist die Quintessenz von jeder Sprache,
> Das lernt sich leicht und das versteht sich leicht,
> Und faßt man's wirklich mit dem Geist nicht auf,
> So fühlt man es am Pochen seines Herzens;
> Das Dingchen übersetzt es schnell und gut.
>
> A. von Winterfeld, Ein Spazierritt nach Jütland.

Das Hauptzollamt und die Packhäuser in Kopenhagen befinden sich am Eingange des Binnenhafens für die Handels- und Postdampfschiffe, welcher durch eine Barrière von dem Kriegshafen (Orlogshavn) getrennt ist. Vor dem Zollgebäude, nach altem Brauch kurzweg Zollbude genannt, herrscht stets ein reges Leben, da hier tausende von Schiffen aus- und einpassiren. Da nur die kleineren Schiffe, die nach Jütland oder den schwedischen Städten am Sunde fahren, nicht hier, sondern nahe dem St. Anna-Platz anlegen, so concentrirt sich der Hauptverkehr an der Zollbude. Hier sind immer Hunderte versammelt, um Freunde und Verwandte bei der Abreise zu begleiten, oder sie bei der Rückkehr zu empfangen. Hier hat schon manches Menschenherz geblutet, manche Thräne ist hier vergossen, aber auch so manches frohe Wiedersehen ist hier gefeiert worden.

Mittwoch den 14. August 1867 gegen zwei Uhr Nachmittags lag hier der preußische Dampfer „Stolp“ vor

Anker, um die Reise nach Stettin anzutreten. Aus einer Droschke, die nahe der Zollbude hielt, stieg Karl Banemann nebst seinem Bruder und dessen Frau. Ihre Kinder warteten hier bereits, ebenso die Fräulein Emilie, Vexeline und Ina, mit welchen zwei junge Männer — Olaf Larsen und George Armand — plauderten.

Als die Schiffsglocke zur Abfahrt läutete, nahm Karl Banemann von seinen Verwandten und Bekannten Abschied und ging an Bord. Die Glocke ertönte noch zweimal. Die Räder des Dampfers drehten sich, schnaubend durchbrach die Wasserlocomotive die Meereswellen. Lange noch konnten die Augen der am Ufer Zurückbleibenden das schnell davoneilende Schiff verfolgen; eben so lange wehten als Scheidegrüße ihre weißen Tücher. Endlich zeigte kaum noch eine Rauchsäule die Richtung an, welche der Dampfer genommen. — „Scheiden thut weh," sagt ein deutsches Volkslied.

„Dieweil doch nichts im Lauf der Welt
Dem Menschen, ach! so sauer fällt,
Als Scheiden."

Frau Elisa Banemann, die sich trauriger Gedanken selten leicht erwehren konnte, vermochte ihre Thränen kaum zurückzuhalten. Nur acht Tage hatte der Besuch des guten Schwagers gedauert, und schneller, wie er selbst gedacht, entführte ihn das Schicksal. Ihr Mann und ihre Kinder waren ebenfalls niedergeschlagen. Der Abschied vom Onkel Karl lastete schwer auf Allen.

Recht treffend sagt einer der beliebtesten deutschen Schriftsteller der Gegenwart, A. von Winterfeld, bekannt durch seine vortrefflichen komischen Romane und humoristischen Novellen, über den Abschied:

. . . „Unsere süßesten Empfindungen müssen stets einen Beisatz von Schmerz haben, sonst sind sie nicht so echt und so tief.

Und dann verursacht der Abschied ein so unbehagliches Gefühl. Ich will gar nicht von dem großen Abschied sprechen, den wir vom Sterbenden nehmen, oder von dem Lebewohl, das wir selbst dem Erdenleben sagen, sondern von jedem längeren oder kürzeren Sichtrennen.

Kommt uns nicht unwillkürlich der Gedanke, daß wir zum letzten Mal in diese Augen geblickt, diese Lippen geküßt, diesen Händedruck erwidert haben?

Und in jedem letzten Mal liegt eine so unendliche Trauer und Wehmuth.“*)

Der Norweger und George empfahlen sich dem Banemann'schen Ehepaare mit der Bemerkung, sie würden die jungen Damen bis an ihre Wohnung geleiten. Olaf Larsen nahm den Arm von Fräulein Emilie Hildetand, während George zwischen ihrer Schwester und Ina einherschritt. Der Kummer von Frau Banemann mehrte sich bei diesem Anblick. Sie hatte sich so viel Mühe gegeben, die jungen Leute auseinander zu halten. So hatte sie namentlich die Familie ihres Bruders Adolf verhindert, an der Thiergartenpartie vom letzten Sonntag theilzunehmen. Ihre Mutter in Gjentofte hatte mit ihr zusammen operirt. Auf der andern Seite hatte sie sich aber Mühe gegeben, George in ihr Haus zu ziehen, hatte ihn mit Liebenswürdigkeit zu ködern versucht und ihm Gelegenheit gegeben, mit ihrer ältesten Tochter zu sprechen;

*) „Ein gutmüthiger Mephisto. Komischer Roman von A. v. Winterfeld.“ 2. Bde. Leipzig 1868.

namentlich sollte er bei der letzten Landpartie ihr Cavalier sein.

George hatte bald eingesehen, daß Banemanns brave, ehrenwerthe Leute seien; er war ihnen für ihr Entgegenkommen sehr dankbar und suchte seine Schuld einigermaßen abzutragen, indem er den Kindern verschiedene nützliche Dinge als Geschenk überreichte. Er war gegen Fräulein Ottilie, die älteste Tochter, aufmerksam und zuvorkommend, aber ohne jenes gewisse Etwas, welches nur Ausfluß der Liebe ist. Sein Herz hatte schon eine andere Wahl getroffen: die schlanke Ina mit den blauen Augen und dem prächtigen goldfarbigen Haar erfüllte sein ganzes Wesen. Sie war die Heilige, der er in seinem Herzen einen Altar errichtet hatte, auf welchem die keusche Flamme innigster Verehrung hell brannte. Heute sah er Ina erst zum dritten Mal, seitdem er auf Seeland eingetroffen war; er sagte sich aber, als wenn es sich schon von selbst verstände: dies ist die Einzige, die Auserwählte, die du dir erobern wirst, die dein werden muß.

Frau Banemann durchschaute den Stand der Dinge jetzt mit klarem Auge. Sie machte ihrem Manne kein Hehl daraus, daß jetzt das Gefürchtete eingetroffen sei, daß die Flamme das Pulver erfaßt habe, und daß eine Explosion erfolgen müsse.

Die jungen Leute hatten keine Ahnung davon, daß ihretwegen eine Intrigue angesponnen war. Das Wetter war schön zum Entzücken. Sie sahen überall blauen Himmel und Sonnenschein und waren schon deshalb fröhlich. Bei der Zollbude beginnt die schönste Promenade Kopenhagens, die „lange Linie". Dies ist ein Damm, der links von dem breiten Festungsgraben

der Citadelle Frederikshavn, rechts vom Meere begrenzt wird, dessen Wellen sich hier mit Geräusch brechen. Ein Spaziergang auf der langen Linie ist ein großer Genuß. Der Anblick des Meeres bleibt stets neu, fesselnd und interessant. Die Luft weht so frisch und kräftig, und die grünen Bäume, welche die Küste bedecken, gewähren dem Auge den angenehmsten Ruhepunkt. Hoch liegt, von anmuthigem Grün versteckt, die Citadelle über uns, deren schwere Festungsgeschütze einen seltsamen Contrast zu der Heiterkeit der Natur bilden.

Olaf Larsen hatte sich mit Fräulein Emilie gleich nach der Hildetand'schen Wohnung zurückbegeben. So war George mit Ina und Vexeline auf der langen Linie allein. Auf einer Bank nahmen sie Platz, George in der Mitte zwischen den jungen Mädchen. Nachdem er einige Minuten lang stumm die schöne Aussicht auf die See genossen, lieh er seiner Bewunderung Worte; dann setzte er hinzu: „Endlich, Fräulein Ina, habe ich das Vergnügen, Sie ohne lästige Zeugen zu sprechen; denn Fräulein Vexeline ist nicht als solcher zu rechnen. Sie kann und darf unserer Unterredung beiwohnen, die ja, unserer Verabredung gemäß, in dänischer Sprache geführt werden soll. Bis jetzt waltete über unseren Zusammenkünften ein eigener Unstern. In Berlin waren wir fast ein ganzes Jahr Thür an Thür Nachbaren. Als ich endlich Anfangs Juli 1866 von Ihrer Existenz unterrichtet ward, und Sie so gern einmal gesehen und gesprochen hätte, verging ein voller Monat, bis es dazu kam, und dies war am Vorabend Ihrer Abreise nach Stockholm. Jetzt hat das Schicksal uns Beide, ohne daß wir es ahnten, hier in Kopenhagen zusammengeführt. Ich weile bereits zwölf Tage in der

Nähe der Hauptstadt. Täglich hoffte ich Sie zu sehen, zu sprechen; stets hat sich etwas zwischen uns gedrängt. Wie preise ich das Geschick, welches mich endlich an Ihre Seite führt!"

„Ja, mein werther Herr Armand," versetzte die junge Schwedin, ihm voll in's Auge schauend und seine Rechte in ihre beiden Hände nehmend, „ich habe mich auch danach gesehnt, Sie zu sprechen. Empfangen Sie jetzt einen warmen und herzlichen Händedruck für Ihre mir in Berlin erwiesene Güte."

„O, sprechen wir nicht mehr von einer unbedeutenden Gefälligkeit," unterbrach sie der junge Mann. „Erzählen Sie mir lieber, wie es Ihnen in Kopenhagen gefällt."

„Recht gut. In dem Pensionat von Fräulein Thusnelda in Berlin fühlte ich mich wie eine Gefangene; ich kam mir wie ein streng beaufsichtigtes Schulkind vor. Man gestattete mir nicht die kleinste Freiheit, so daß ich mich ganz unglücklich fühlte. Dagegen ist es hier ganz anders. Onkel und Tante Hildetand sind die besten Leute; sie lassen mir alle erdenkliche Freiheit. Mit Emilie und Vexeline lebe ich wie mit Schwestern; wir haben keine Geheimnisse vor einander und tragen die kleinen Freuden und Leiden des Mädchenlebens gemeinschaftlich. Sie Beide, ebenso wie ihr Bruder Harald, finden es ganz natürlich, daß ich für Sie freundschaftliche Gefühle hege. Doch gehen wir weiter und genießen wir noch das wundervolle Wetter, bevor wir nach Hause zurückkehren."

Unter vielen lustigen Scherzen gingen die Drei nun am Strande entlang weiter. Zuletzt fragte George die

lebhafte, stets muntere Bexeline: „Liebes Fräulein, verstehen Sie wirklich gar nicht Deutsch?“

Die Angeredete schüttelte den Kopf und sagte: „Mit Ausnahme von zwei Gedichtversen nicht eine Silbe.“

„Und die heißen?“ fragte George.

„Ich liebe Dich, mich reizt Deine schöne Gestalt
Und bist Du nicht willig, so brauch' ich Gewalt.“

Der junge Deutsche war einen Augenblick ganz überrascht; denn nichts setzt mehr in Erstaunen, als wenn wir ganz plötzlich einen Ausländer einige Worte in unserer Muttersprache sprechen hören. Ina machte erst ein ärgerliches Gesicht, dann lachte sie.

„Harald,“ theilte sie George erklärend mit, „hat Goethe's Gedicht vom Erlkönig in unserer Gegenwart laut gelesen, und da er sich nach Soldatenart gern einen Spaß macht, so hat er seiner Schwester diese Worte so oft vorgesprochen, bis sie sie ihm mechanisch nachsprechen konnte.“

Diese Erklärung erhöhte die allgemeine Heiterkeit noch bedeutend. So gelangte man endlich auf die Wallpromenade und bis an das Nordthor (Nörreport). Sie bogen nun in die Gothersgade, die längste Straße Kopenhagens, ein, die vom Nordwall bis auf den Königsneumarkt führt. Nach kurzer Zeit hatten sie die Hildetand'sche Wohnung in der Kronprinzeß-Straße erreicht. Dies ist eine der angenehmsten Straßen in der dänischen Hauptstadt. Sie hat nämlich nur eine Reihe Häuser, von deren Fenstern aus man die schöne Aussicht auf den prächtigen Königsgarten genießt, welcher das merkwürdige Schloß Rosenburg umgiebt, das mit seinen Giebeln und Thürmen im Renaissancestil und seiner rothen Façade einen malerischen Anblick gewährt. Der großartige Park wird stark besucht,

namentlich von Verliebten, von Soldaten und Kindermädchen, weshalb die Kopenhagener ihn scherzweise Ammenstube nennen. Den Namen Rosenburg verdient das Schloß mit vollem Recht, da die schönsten Rosen hier das Auge erfreuen und die Luft mit ihrem süßen Duft erfüllen. Die Besichtigung der Rosenburg selbst kann jedem Fremden angelegentlich empfohlen werden, da sie kostbare Sammlungen von hohem historischen Interesse birgt und als Gegenstück zu dem berühmten grünen Gewölbe in Dresden gelten kann.

14.

Nord- und Südgermanen.

Hätten die deutschen Blätter recht, so gäbe es in Kopenhagen nur einen politischen Pöbel, eine Ochlokratie bestimmte die Geschicke des Staats, und die dänischen Minister wären nur Demagogen im schlechtesten Sinne. So ist es nun allerdings nicht. Geistvolle, gewissenhafte Männer, zum Theil wissenschaftliche Autoritäten stehen an der Spitze der Regierung, Männer, deren Hauptverbrechen, im deutschen Sinne, nur eine zu große Liebe für ihr Vaterland, ein zu großer Patriotismus ist. Siamo Veneziani, poi Christiani — „Erst Venetianer, dann Christen" — lautete der Wahlspruch des Lagunenvolkes. „Erst Däne, dann gerecht", übersetzt das nordische Inselvolk. Sein Egoismus ist nur die Schattenseite seines Patriotismus.

L. Passarge (Schweden, Wisby und Kopenhagen).

„Da kommt unser junger Freund!" sagte Herr Adolf Hildetand zu seiner Gattin, als George mit seiner Tochter und Nichte eintrat. „Seien Sie uns willkommen, lieber Herr Armand!"

George machte der Hausfrau und Fräulein Emilie eine Verbeugung. Dem Lieutenant Harald, der mit geöffnetem Interimsrock und einer Cigarre im Munde bequem in einem Schaukelstuhl lag, schüttelte er die Hand, dem Norweger, dem Cavalier von Fräulein Emilie, nickte er freundschaftlich zu. Der Hausherr nöthigte ihn neben sich auf's Sopha und präsentirte ihm eine Cigarre. Der Gast wies sie dankend zurück, da er nicht rauche. Lachend rief Herr Hildetand, ein deutsches Gedicht parodirend:

„Sie rauchen nicht? Das nimmt mich Wunder,
Wiewohl ein jeder Ort läßt Wunderdinge sehn.

Eine solche Enthaltsamkeit ist mir unbegreiflich. Deutschland ist ja als das Paradies der Raucher bekannt, und in den drei nordischen Reichen möchte nicht Ein Mann zu finden sein, der nicht rauchte."

„Das will ich gern glauben," versetzte George; „über den Geschmack läßt sich aber nicht streiten. Ich möchte indeß behaupten, daß dem Rauchen weniger ein wirkliches Bedürfniß, als Nachahmungssucht zu Grunde liegt. Die Jünglinge fangen mit dem Rauchen an, weil sie es bei den Männern sehen. Was beim schönen Geschlecht die langen Kleider sind, ist die Cigarre bei den Männern. Obgleich der Tabak anfänglich widerlich schmeckt, so bleibt der junge Mann doch standhaft dabei, nur um als „ganzer Mann" zu erscheinen. Ich habe mir die Cigarren auch eine Zeit lang aufgezwungen; da sie mir trotz alledem und alledem nicht munden wollten, habe ich das undankbare Geschäft für immer aufgegeben. Hat etwa das Rauchen eine historische Berechtigung? Wohl nicht. Cigarren kennt man in Deutschland erst seit etwa siebzig Jahren, und das Tabakrauchen ist erst seit hundert und fünfzig Jahren allgemein geworden. Nun sagen Sie mir blos, waren alle die Männer, die Tausende von Jahren ohne jenes Modekraut lebten, etwa schlechter, oder nicht so achtenswerth, nicht so thatkräftig, wie die Raucher unsers Jahrhunderts?"

„Ja, Herr Armand hat recht," riefen die Damen, „das abscheuliche Rauchen verdankt nur dem Nachahmungstriebe seine zahllosen Anhänger; es ist zu einem wahren Fetischdienst ausgeartet."

Die Männer lachten. „Alles Eifern und Predigen," sagte Harald, indem er behaglich eine Dampfwolke vor

sich hinblies, „wird unsere Ueberzeugung nicht umstoßen, daß der Tabak das Werthvollste ist, was wir der Entdeckung Amerikas verdanken.“

„Doch sprechen wir von etwas Anderem,“ ließ sich Herr Hildetand vernehmen. „Was sagen Sie zu dem Empfang Ihrer Landsleute in Kopenhagen, lieber Herr Armand? Hat Sie der enthusiastische Empfang nicht auf das Freudigste berührt, den alle Schichten der Bevölkerung ihnen bereitet haben?“

„Ich weiß nicht, was Sie sagen wollen, Herr Hildetand,“ antwortete George halb verwundert, halb betroffen.

„Vater meinte,“ fiel Harald ein, „die französischen Abgeordneten, derenwegen jetzt in Kopenhagen eine Wirthschaft gemacht wird, als wäre eine außerordentliche Gesandtschaft aus China hier eingetroffen.“ *)

„O, ich bitte um Entschuldigung!“ sagte George lebhaft, „Sie scheinen fast Alle, verehrte Anwesenden, in einem bedeutenden Irrthum zu sein. Sie halten mich doch nicht etwa für einen Landsmann jener Parlamentsmitglieder aus Paris, die jetzt hier eingetroffen sind, um zunächst mit der eiderdänischen Partei, mit den skandinavischen Ultras zu fraternisiren und dann dem dänischen Volke Hoffnungen einzuflößen, die sich niemals erfüllen können?“

„Ja,“ warf der norwegische Maler hin, wenn Sie kein Franzose sein wollen, dann wüßte ich nicht, wer sonst. Sie können als Typus eines modernen Galliers gelten;

*) Es mag zur Erklärung bemerkt werden, daß im August 1867 einige Mitglieder des gesetzgebenden Körpers von Frankreich besuchsweise in Kopenhagen erschienen und Gegenstand großer Ovationen wurden. D. Verf.

nichts fehlt Ihnen: kleine Statur, dunkle Augen, braunes Haar, Schnurr- und Knebelbart, gebräunte Gesichtsfarbe, Römernase — kurz der Franzose, wie er im Buche steht."

„Und dennoch muß ich protestiren," antwortete George dem Norweger. „Der Schein trügt. Wohl führe ich einen französischen Namen, wohl rollt das Blut mit südlicher Lebendigkeit durch meine Adern — trotzdem bin ich ein Deutscher. Mein Ur-Ur-Urgroßvater Gustave Adolfe Armand ward im Jahre 1688 von französischen Dragonern über die Grenze in die Pfalz hineingejagt, weil er sammt seinen Eltern Hugenott war. Unsere Familie ist in den seitdem verflossenen hundertneunundsiebzig Jahren eine deutsche geworden. Daß ich die französische Sprache und Literatur liebe, thut meinem deutschen Patriotismus keinen Abbruch. Ich bin ein Deutscher meiner Neigung, meinem Charakter nach. Täglich singe ich das schöne Lied:

Deutschland, Deutschland über Alles,
Ueber Alles in der Welt,

nach der rührend-wehmüthigen Melodie unsers Haydn. Der dänische Buchenwald hat sie schon oft von mir gehört. Gerade deshalb, weil ich die Deutschen für das wichtigste, größte Culturvolk der Gegenwart halte, nenne ich mich mit Stolz einen Deutschen. Daher entspringt aber wieder meine große Neigung für die nordischen Völker. Diese, die Schweden, Norweger und Dänen, sind Glieder der großen germanischen Familie, so gut wie wir Deutschen. Wir sind Kinder der einen Mutter Germania. Das baltische Meer scheidet uns in Nord- und Südgermanen; als Bluts- und Stammverwandte sind wir natürliche Verbündete. Es wird auch die Zeit kommen,

in welcher wir eine Allianz schließen müssen, die denkbar innigste Allianz; wenn nämlich der sich mehr und mehr ausbreitende Panslavismus eine Gefahr für die Ruhe, die friedliche und freiheitliche Entwicklung der germanischen Völkerstämme wird."

„Der von Ihnen gewünschten Allianz, mein lieber Herr Armand, müßte doch erst ein mehr freundschaftliches Verhältniß zwischen Deutschland und den nordischen Reichen voraufgehen," sagte Herr Hildetand. „Jetzt aber sind die Beziehungen zwischen uns und Deutschland kalt, wenn nicht feindselig. Schuld daran sind namentlich die deutsch-dänischen Kriege von 1848 bis 1850 und 1864, dann die Nichterfüllung des Artikel V des Prager Friedens vom 22. August 1866. Wir Dänen wünschen die Rückgabe aller dänischredenden Districte Schleswigs, einschließlich Düppel, Alsen und, wenn möglich, Flensburg. Da wir die Ueberzeugung haben, daß das Berliner Cabinet, oder richtiger Graf Bismarck, sich freiwillig dazu nie verstehen wird, was bleibt uns Anderes übrig, als gewaltsam zu nehmen, was wir in Güte nicht erlangen können? Dänemark allein ist gegen Preußen-Deutschland zu schwach. Was ist also natürlicher, als daß wir die Hülfe Frankreichs anrufen, um zu unserm Recht zu gelangen?"

Herr Hildetand schwieg, indem er ernst vor sich hinschaute. Sein Sohn Harald sprang auf, stemmte die rechte Hand auf den Tisch und erhob die linke feierlich wie zum Schwur. Mit flammenden Augen rief der junge Offizier:

„Und ich sehne den Tag herbei, an welchem das Offensiv- und Defensiv-Bündniß zwischen Frankreich und Dänemark veröffentlicht wird. Mit Freuden schlage ich

mein Leben in die Schanze; denn daß der Sieg unser sein wird, daran zweifle ich nicht. Die französische Armee ist die beste der Welt; sie ist kriegserfahrener und besser bewaffnet wie alle anderen Heere. Ebenso ist unsere Armee auch nicht zu verachten. Sie ist seit dem Unglücksjahr 1864 vollständig reorganisirt worden. Wir haben jetzt allgemeine Dienstpflicht, vervollkommnete Schießwaffen, ein Uebungslager, gute Militairbildungsanstalten u. s. w. Reform folgt auf Reform, so daß jeder meiner Landsleute das größte Vertrauen auf die Tüchtigkeit der Armee und die Umsicht ihrer Führer setzt."

„Was Sie mir von dem dänischen Heere sagen, Herr Lieutenant, glaube ich gern," versetzte George ruhig. „Ob aber die französische Armee die beste der Welt ist, muß die Zukunft lehren. Doch bitte ich Sie und Ihre Landsleute, hoffen Sie nichts von einer Allianz mit Frankreich. Haben Sie ganz die Zeit Napoleon des Ersten vergessen? Hat Ihnen die Weltgeschichte nicht eine Lehre ertheilt? Was war die Folge der damaligen Allianz zwischen Dänemark und Frankreich? — Der Verlust Norwegens im Jahre 1814. Sieben Jahre vorher war Dänemark wegen seiner Franzosenfreundschaft in Zwiespalt mit England gerathen. Die Folgen davon waren das Bombardement Kopenhagens und die Fortnahme der dänischen Kriegsflotte durch die Engländer. — Nein, möge Dänemark nie wieder ein Bündniß mit Frankreich schließen! Ich könnte dies nur eine unnatürliche und scandalöse Ehe nennen. Schließlich Sie sich sammt Ihren nordischen Brüdern eng an das neue Deutschland unter Preußens Führung an."

„Wie können wir Freundschaft schließen mit dem Staate, der uns blutige Wunden geschlagen?“ wandte Herr Hildetand ein. „Dagegen sträubt sich die öffentliche Meinung des ganzen Landes.“

George entgegnete: „Und doch wird Ihnen schließlich nichts Anderes übrig bleiben. Ich sehe die Zeit kommen, in der sich meine Wünsche und Hoffnungen erfüllen werden: Deutschland geeinigt unter Preußens Führung, und unsere nordgermanischen Brüder in den drei Königreichen durch die innigste Allianz mit uns verbunden. Mein Wunsch ist so berechtigt, weil er durchaus natürlich ist. Auf diese Weise würde die Existenz der nordischen Reiche allein sichergestellt sein gegen fremde Eroberungslust. Werfen Sie einen Blick aus dem Fenster, so sehen sie in den Rosenborger Schloßgarten, in welchem sich das Standbild Ihres großen Königs Christian IV. erhebt. Dieser erleuchtete Monarch war bei Beginn des dreißigjährigen Krieges der Oberfeldherr der evangelischen Staaten Nord- und Mittel-Deutschlands gegen den katholischen Kaiser. In einer späteren Periode desselben Krieges ward der evangelische Glauben in Deutschland durch Schwedens hochherzigen König Gustav II. Adolf gerettet. Jetzt, da Deutschland eine Kraft, eine Macht besitzt, wie nie zuvor, wird es im Interesse germanischer Cultur und Gesittung seine stammverwandten Brüder jenseit des baltischen Meeres gern unter seine mächtigen Flügel nehmen. Es giebt Schwärmer, die von einem ewigen Frieden, von einer Freundschaft aller Völker sprechen. Diese Leute eilen ihrer Zeit mit ihren Wünschen weit voraus. Von diesem Ziele sind wir noch weit entfernt; es ist sogar sehr frag-

lich, ob es je erreicht werden kann. Mein politisches Ideal liegt viel näher, es ist viel faßbarer: eine dauerhafte Freundschaft, das herzlichste Einvernehmen, das festeste, engste Schutz- und Trutzbündniß zwischen allen Stämmen germanischen Ursprungs.

Man wende mir nicht ein, daß zwischen Schweden, Norwegern und Dänen einerseits und Deutschen andererseits gar keine Zuneigung, sondern Nationalhaß bestehe. Wer dies sagt, täuscht sich oder will Andere täuschen. Der sogenannte Nationalhaß ist eine künstlich großgezogene Pflanze, besonders wenn man ihn bei Völkern desselben Stammes voraussetzt oder sehen will. Wie lange ist es her, daß Norwegen mit Waffengewalt gezwungen werden mußte, mit Schweden in bloße Personal-Union zu treten? Haben Dänemark und Schweden nicht Jahrhunderte lang blutige Kriege gegen einander geführt? — Und doch herrscht jetzt — welch ein Glück! — die beste Harmonie, die erhebendste Eintracht zwischen den Herrscherhäusern und allen Bewohnern der drei nordischen Reiche. Endlich hat sich hier also die Stimme der Vernunft, der Natur Bahn gebrochen und hat die brudermörderische Hyder der Zwietracht besiegt, getödtet.

Bei uns in Deutschland, wo erst vor einem Jahre Preußen einen großen Krieg gegen Oesterreich und seine deutschen Verbündeten führen mußte, bereitet sich jetzt die Einigung, Versöhnung und Einheit vor. Alle deutschen Stämme fühlen: Der Krieg von 1866 war der letzte von Deutschen gegen Deutsche. Es beginnt eine neue Zeit schöner Eintracht, ewigen Friedens unter den Kindern Einer Mutter."

George schwieg; er hatte mit edlem Feuer gesprochen.

Als er jetzt die Anwesenden der Reihe nach ansah, las er in ihren Augen Bewegung. Herr Hildetand, Harald und Olaf Larsen schüttelten ihm die Hand.

„Wenn alle Deutschen so dächten, wie Sie, lieber Freund," sagte Letzterer, „dann sollte der Bund aller Germanen bald eine Thatsache werden. Seien Sie jedoch überzeugt, daß wir in Ihre Aufrichtigkeit keinen Zweifel setzen und Ihre Gesinnung zu schätzen wissen." —

„Jetzt, meine Herren," trat die Hausfrau dazwischen, „bitte ich Sie inständig, die Politik ruhen zu lassen. Im Nebenzimmer ist der Kaffee servirt. Die jungen Mädchen wollen auch wieder ein Wort mitreden."

Alle begaben sich in das anstoßende Gemach, wo bei munterster Laune der Kaffee eingenommen ward. Bald nachher empfahl sich George. Herr und Frau Hildetand baten ihn noch, am nächsten Freitag, übermorgen, zu Mittag ihr Gast zu sein.

Der junge Deutsche ging hierauf nach dem Bahnhof, fuhr mit dem Zuge nach Charlottenlund und machte bei dem schönen Sommerabend noch den einstündigen Spaziergang nach Gjentofte.

15.

Das nordische Athen.

Ernst ist das Leben,
Heiter ist die Kunst.
Schiller.

Der junge Norweger Olaf Larsen, von dem schon einige Mal die Rede war, war ein talentvoller Landschaftsmaler, der unlängst aus der deutschen Künstlerstadt Düsseldorf nach Kopenhagen gekommen war. In jener rheinischen Pflanzstätte für junge Talente hatte er ein Jahr zu seiner Ausbildung geweilt und darauf Berlin, Dresden und München besucht. Von hoher Achtung für deutsche Kunst erfüllt, war er auf der Rückreise nach seinem Vaterlande gegen Ende Juli 1867 in der dänischen Hauptstadt eingetroffen. Die Weiterreise dachte er zwei Monate später anzutreten, um die Kunstschätze des „nordischen Athen" mit derselben Muße zu studiren und zu genießen, wie die Naturschönheiten der Insel Seeland. Durch einen Empfehlungsbrief eines Verwandten, des Pastor Bexel, hatte er bei dem Andrup'schen Ehepaar in Gjentofte Eintritt erlangt, und durch Frau Andrup war er mit den Familien Banemann und Hildetand bekannt geworden.

George Armand machte die Bekanntschaft dieses Künstlers schon am Abend seiner Ankunft. Mit freudigem Dank nahm er dessen Anerbieten an, die verschiedenen

Kunstsammlungen der Hauptstadt mit ihm gemeinschaftlich zu besuchen. Er verlebte nun, so oft er zur Stadt kam, stets einige genußreiche Stunden. Besonders gern und oft besuchten die beiden jungen Männer jenen Tempel der Kunst, der einen Weltruf besitzt:

Thorwaldsen's Museum.

George war unermüdlich im Schauen, im Bewundern, Olaf ebenso unermüdlich im Erläutern, im Erklären. In diesen heiligen Hallen blieb auch nicht ein Winkelchen welches sie nicht durchforscht hätten. Ueberall erblickten sie hier vollendete Schönheit, die edelsten Gestalten der reichen Schöpferkraft des großen Künstlers, des berühmtesten Sohnes Kopenhagens, auf den sein Vaterland mit vollstem Recht so stolz ist. Dieser eine Mann, Bertel Thorwaldsen, hat seiner Vaterstadt einen idealen Zug gegeben. Die lieblichsten, zartesten Schöpfungen des großen Meisters sind in zahlreichen verkleinerten Abgüssen und Nachbildungen in vielen Verkaufshallen ausgestellt; sie schmücken die Schaufenster und die Wohnungen der Bewohner Kopenhagens. Thorwaldsen's Statuen sowohl, wie seine reizenden Reliefs werden so selbst dem Fremden bald liebe Bekannte. — —

Am Tage nach der Abreise von Karl Banemann war George Armand nicht in die Stadt gekommen, er hatte vielmehr einen Ausflug an der See entlang nach dem Fischerdorfe Skovshoved (Waldeshaupt), dem schön gelegenen Klampenborg, einer stark besuchten Wasserheilanstalt, und dem eine Kopenhagener Villeggiatur bildenden Dorfe Taarbaek unternommen. Als er bei dem Schein des Vollmondes, welcher Wald und Meer geheimnißvoll und zauberisch überstrahlte, rüstig den weiten

Nachhauseweg antrat, freute er sich darauf, morgen die liebliche Ina wiederzusehen, ihr in das blaue Augenpaar zu schauen, der Musik ihrer Stimme zu lauschen.

Laut einer Verabredung mit Olaf Larsen wollte er mit diesem am andern Vormittag um elf Uhr an dem Gascandelaber auf dem Schloßplatz zusammentreffen, um gemeinschaftlich die im königlichen Residenzschlosse Christiansborg befindliche Gemäldesammlung (Malerisamling) in Augenschein zu nehmen. George war auch pünktlich zur Stelle; aber der Norweger war noch nicht da. Er begann deshalb auf und ab zu gehen und betrachtete dabei mit Interesse den prächtigen, kolossalen Bau. So oft er an diesem Königsschlosse vorbeiging, mußte er an das Struensee'sche Trauerspiel denken, dessen erster Act sich in dessen Prachtsälen abgespielt hatte. Seine Phantasie malte sich alle Einzelheiten dieses entsetzlichen Dramas aus. Vor seinem Auge erschien die junge, schöne Königin Caroline Mathilde, der Minister Graf Struensee, dieser glänzende, seinem Jahrhundert voraufgeeilte Geist, der blödsinnige Automat auf dem Königsthron von Dänemark und Norwegen, Christian VII., und dessen grausame Stiefmutter, die Königin Juliane Marie, dies „böse Weib aus dem Stamme der Welfen".

„Armer Struensee!" rief George aus. „Dich haben nicht Deine vielen Reformen in dem Zopfthum der damaligen Gesetzgebung und Verwaltung zum Fall gebracht. Dich hat ein Fehler, ein einziger Fehler gestürzt: als dänischer Minister wagtest Du es, in kurzsichtigem Allmachtswahn die Sprache des Landes, des Volkes, die dänische Sprache zu verachten! Du wolltest Dänemark reorganisiren, gründlich reformiren und erließest alle Ge-

setze in deutscher, also einer fremden Sprache. Nichts empört ein Volk mehr, als wenn man ihm seine eigene Sprache rauben und eine fremde aufdringen will. Dies reizte das dänische Volk am meisten gegen Dein Regiment auf und war die Hauptursache Deines Falls."

Ein Schlag auf die Schulter entriß ihn seinen Träumereien. Olaf Larsen begrüßte ihn und zog ihn nach dem gegenüberliegenden Schloßportal hin. Gleich darauf stiegen sie die breiten Treppen zu der Bildergallerie in die Höhe. Diese, aus 600 Gemälden bestehend, ist in den Zimmern des dritten Stockwerks (Mezzanine) aufgestellt. Die beiden jungen Männer verweilten fast zwei Stunden vor den Bildern. Olaf war hier in seinem Element, ward aber nicht wenig betroffen, als George ihm beim Abgehen sagte: „Das schönste Gemälde haben Sie mir nicht gezeigt; Sie haben es vielleicht nicht beachtet. Sehen Sie!" Damit führte er ihn an ein offenes Fenster und wies auf Kopenhagen, welches vor und unter ihnen ausgebreitet lag.

„Sehen Sie, lieber Olaf, diese spitz- und hochgiebeligen Häuser, diese Thürme und Kirchen, unter ihnen die Trinitatiskirche mit dem originellen runden Thurm, die Börse mit ihren vier Drachen, deren verschlungene Schwänze zu einer grotesken Thurmspitze zusammengedreht sind, den Hafen mit seinem Mastenwald und seinen Flaggen, die Rosenburg mit ihren rothen Mauern, Thürmen und Erkern, den Stadtwall mit seinen alten Bäumen und den stattlichen holländischen Windmühlen, am Horizont das blaue unendliche Meer mit den stolz hinsegelnden Schiffen — o dies ist ein Bild, so bunt,

schön und großartig, daß es Jedem, der es sieht, ewig vor der Seele stehen wird."

Der Norweger erwiderte, indem er seinen Nebenmann verwundert anblickte: „Sie sehen ja Alles mit eigenthümlichen Augen an. Sind Sie etwa selbst Maler?"

„O nein," erwiderte George.

„Dann aber gewiß Dichter?"

„Auch nicht! Ich bin ein armer, geplagter, geringgeschätzter Lehrer, der im Schweiße seines Angesichts täglich seinem Broderwerb nachgeht, den die Prosa des Lebens deshalb noch nicht erdrückt hat, weil er unverdrossen immer wieder von Neuem aus dem Quell der Poesie schöpft."

„Sie glücklicher Mensch!" sagte Olaf, als sich die Beiden auf dem Schloßplatz beim Abschiede die Hand gaben. — —

George eilte nun über den Hochbrückenplatz (Höibroplads), dann über den Gemüsemarkt Kopenhagens, Amager-Torv (Markt) genannt, weil hier die Frauen und Mädchen von der Nachbarinsel Amager in ihrer eigenthümlichen Nationaltracht Grünkram feilbieten. Hierauf stürzte er sich in das Menschengewühl der Oestergade, passirte den Königs-Neumarkt und ging endlich die schnurgerade Gothersgade bis zur Kronprinzeß-Straße hinab. Noch zwei Minuten und er stellte sich der Familie Hildetand vor. Alle empfingen ihn sehr freundlich, Ina mit ihrem reizenden Lächeln, welches ihre weißen Perlenzähne ahnen ließ. George erhielt den Ehrenplatz auf dem Sopha neben dem Familienhaupt. Das Mittagsmahl verlief heiter und gemüthlich. Harald erzählte Schnurren von der Rekrutendressur in so drolliger Weise, daß den Zu-

hörern vor Lachen die hellen Thränen in die Augen kamen. George sagte, ebenfalls herzlich lachend: „Das ist ja ganz ebenso wie bei uns; in den norddeutschen Garnisonstädten passiren dieselben Witze alle Tage.“

Nach Tische setzte sich Fräulein Ina an das Pianino und entzückte die Anwesenden durch ihr Spiel. Sie trug die schöne Concert-Ouverture „Nachklänge aus Ossian“, Werk des dänischen Componisten Niels W. Gade, auf brillante Weise vor. Hierauf sangen die drei jungen Mädchen im Verein mit Harald einige der reizenden, einfachen, aber seelenvollen dänischen Volkslieder vierstimmig. Zuletzt drangen Alle in George, doch ein deutsches Lied vorzutragen. Dieser blätterte in seinem Taschenliederbuch, welches er stets bei sich trug, umher. Er fand lauter Vaterlands-, Jäger-, Soldaten- und Wanderlieder. Plötzlich fiel ihm das richtige Lied ein. Mit seiner wohltönenden Baritonstimme sang er das in Deutschland so beliebte Lied: „O bitt' euch liebe Vögelein“, Gedicht von R. Prutz, Melodie von Ferd. Gumbert. Er richtete die Worte eigentlich nur an Ina; daher legte er in seinen Vortrag einen ganz besondern Ausdruck. Und sie verstand ihn. Bei dem zweiten Verse färbten sich ihre gewöhnlich so blassen Wangen mit dem lieblichsten Roth; bei dem letzten Verse verbarg sie ihre heftige Bewegung hinter den Notenblättern. Hier heißt es:

„Am liebsten flög' ich selber hin
Und sagt' ihr, wie so treu ich bin,
Und klagt' ihr meine lange Pein,
Daß fern von ihr ich jetzt muß sein;
Da läg' ich auch an ihrer Brust,
Und Kuß um Kuß und Liebeslust —“

Wenn Orpheus jetzt seine Eurydice gesprochen hätte! Aber hier waren zu viel Zeugen und diese vermehrten ihre Befangenheit. In Beider Herzen lebte in diesem Augenblick nur Ein Wunsch: sich möglichst bald einmal unter vier Augen zu sprechen. Als nun Herr Hildetand George beim Abschied sagte: „Uebermorgen, Sonntag, komme ich mit meiner Frau und den Mädchen hinaus nach Gjentofte," da fühlten die beiden jungen Leute, daß die ersehnte Stunde jetzt näher gerückt sei. Auf dem Lande bewegt man sich ja freier, wie in der Stadt; da läßt sich eine ungestörte Unterredung schon eher ermöglichen.

Der Sonntag kam; er erfüllte ihre Hoffnungen aber nicht ganz. Als George um neun Uhr Morgens die Badeanstalt Oeresund verließ und den Strandweg hinabblickte, sah er weiße Kleider durch das Laub schimmern. Bald erkannte er Herrn und Frau Hildetand und die drei jungen Mädchen. Nach gegenseitiger herzlicher Begrüßung lud Herr Hildetand den jungen Mann ein, an ihrem gemeinschaftlichen Frühstück in der Wald- und Strandwirthschaft „Over Stalden" theilzunehmen.

„Die Bewohner der Ostküste von Seeland sind wirklich zu beneiden," sagte George. „Es ist schon ein hoher Genuß, in einem Buchenwalde, wie der von Charlottenlund, zu weilen; dabei aber noch den Anblick des Meeres zu genießen und den Hauch von Wald und See einzuathmen, das sind Wohlthaten, die der Binnenländer vergebens herbeisehnt. Auch als Küstengegend betrachtet, ist die Ihrige außerordentlich gesegnet im Vergleich zu vielen anderen Küstenstrichen. Wie kahl, flach, trübe und prosaïsch erscheint z. B. die Nordseeküste gegen den Ostseestrand, namentlich gegen die lachenden Umgebungen Kopen-

hagens. Mit dem königlichen Dichter Karl XV. von Schweden darf ich jetzt ausrufen:

„Ob ich sie kenne,
Ob ich sie schaute,
Wellen mit Inselschmuck,
Buschige Klippen,
Sangreiche, fröhliche,
Herrliche Gegend!“

Doch ich muß mich jetzt auf einige Stunden von Ihnen trennen; ich gehe in einer für mich sehr dringlichen Sache nach Taarbaek. Auf Wiedersehen also in Gjentofte!“

Bei diesen Worten erhob sich der junge Mann und ging schnellen Schritts in nördlicher Richtung ab. Die Mädchen sahen ihm betrübt nach. Sie hatten sich schon darauf gefreut, heute ordentlich mit ihm zu scherzen, zu lachen und zu singen — und nun machte er selbst ihnen einen Strich durch die Rechnung. Warum mußte er auch gerade heute nach dem entfernten Fischerdorfe Taarbaek, der neuen Sommerfrische der Kopenhagener feinen Welt?! —

Während Hildetands den Weg nach Schloß Bernstorff und Gjentofte einschlagen, wollen wir George folgen und sehen, was er in Taarbaek macht.

Seitdem er Ina in Kopenhagen wiedergesehen, konnte er sich nicht dazu entschließen, für immer nach Berlin zurückzukehren. Er wollte in ihrer Nähe bleiben, sie wie einen Schatz hüten. Der Gedanke, von ihr wieder durch die Ostsee getrennt zu werden, dünkte ihm schrecklich. Wollte er aber in Dänemark bleiben, so mußte er sich hier eine Existenz schaffen; denn das Freiherrenleben war zwar sehr schön, aber auch sehr kostspielig. Wenn er nach der Hauptstadt kam, versäumte er nie, eine der großen Buch-

handlungen in der Kjöbmager=Gade zu besuchen, deren Besitzer ihm in der freundlichsten Weise entgegenkam. Dieser Herr wies ihm eine Stelle als Secretair und Bibliothekar bei einem vornehmen Herrn nach. Heute sollte er in dessen Sommerwohnung in Taarbaek das Nähere erfahren. Etatsrath J. bewohnte hier eine comfortable Villa, deren Hauptfront auf das Meer und deren Hinterfenster auf den Thiergarten hinaussahen. Der Besitzer, ein sehr feiner ältlicher Herr, empfing den jungen Mann sehr höflich und ließ sich in eine längere Unterredung mit ihm ein, deren erster Theil sich sehr günstig anließ.

George sollte die vorkommenden Correspondenzen, namentlich für Dänemark und Deutschland, besorgen. Eine neu angekaufte, reichhaltige, aber gänzlich ungeordnete Bibliothek sollte er katalogisiren und, nach Wissenschaften geordnet, aufstellen. Von seinen Kenntnissen zeigte sich der Rath vollständig befriedigt; er examinirte in der Geographie und Geschichte und sprang zuletzt auf Tagesfragen über. Ehe man sich's versah, hatte man den unglücklichen Artikel V des Prager Friedens auf dem Tapet. Der Etatsrath zeigte sich als eifrigen Anhänger des eiderdänischen Agitators Orla Lehmann. George betonte seine Freundschaft und Sympathie für Dänemark, behauptete aber ohne Hinterhalt, die eiderdänische (Casino= auch nationale) Partei sei allein an allen Zerwürfnissen zwischen Dänemark und Deutschland Schuld; sie allein habe seit einundzwanzig Jahren einen unnatürlichen Haß geschürt, welcher schon namenloses Unglück angerichtet habe. Der Etatsrath erwiderte hierauf trocken: „Ihre

Meinung in Ehren; aber bei der Besetzung der Bacanz kann ich Sie nicht berücksichtigen."

George empfahl sich. Als er seinen Heimweg durch den Thiergarten, durch Ordrup und Bernstorff=Park antrat, war er um eine Hoffnung ärmer geworden.

16.

Der erste Kuß.

O! zarte Sehnsucht, süßes Hoffen,
Der ersten Liebe goldne Zeit.
Das Auge sieht den Himmel offen,
Es schwelgt das Herz in Seligkeit.
O! daß sie ewig grünen bliebe
Die schöne Zeit der jungen Liebe!

Schiller.

Die alte Frau Andrup saß an demselben Vormittag in ihrem traulichen Wohnzimmer, dessen Stille nur durch das Ticken der alten Wanduhr unterbrochen ward. Die Matrone setzte bedächtig ihre Brille mit den dicken Rändern auf und begann die neueste Nummer von „Dagbladet“ (das Tageblatt) zu lesen. Gegen Mittag sah sie fünf Personen auf ihr Haus zukommen, in welchen sie bald ihren Sohn nebst seiner Familie erkannte.

„Das ist ja ein seltenes Vergnügen, Dich bei mir zu sehen, lieber Adolf, namentlich in Begleitung meiner Schwiegertochter und der jungen Damen. Jedenfalls seid Ihr mir Alle herzlich willkommen. Hoffentlich schenkt Ihr mir für den ganzen Tag die Ehre. Großvater wird erst um vier Uhr aus der Stadt zurück sein; wir können also erst dann zu Mittag speisen. Macht es Euch unterdeß immer bequem.“

So ließ sich die Großmutter beim Eintritt der Gäste vernehmen.

Die jungen Mädchen sahen sich bald in allen Theilen von Haus und Garten um, während die Eltern sich mit der alten Mama unterhielten. Diese lenkte sehr schnell das Gespräch auf George. Zuerst rühmte sie ihn: er sei von stillem, bescheidenem Wesen, sehr sauber und ordentlich, ein gut unterrichteter junger Mann, der ihr und ihrem Manne durch seine interessante Unterhaltung auf das angenehmste die Zeit vertreibe. Dann aber kam die Kehrseite; sie habe neulich mit Erstaunen und auch mit Betrübniß gesehen, daß es zwischen ihm und ihrer Großnichte Ina nicht richtig sei. (In Wirklichkeit war wohl das Gegentheil der Fall.) Da dies Verhältniß in dieser kurzen Zeit wohl kaum das erste Stadium überschritten habe, würde sich die Fortsetzung leicht hindern lassen, wenn man Ina auf einige Zeit zu ihren Verwandten nach Norwegen schickte. Ihr Anbeter würde Dänemark unterdeß gewiß wieder verlassen haben.

Das Hildetand'sche Ehepaar hörte der alten Mama mit Aufmerksamkeit zu, die sich später zum Erstaunen steigerte.

„Aber wie kommen Sie zu einem solchen Verdacht, liebe Schwiegermutter?" fragte Frau Hildetand lebhaft. „Haben Sie irgend etwas Bestimmtes gesehen, was Ihren Argwohn erweckt hat?"

„Freilich! Wie können Sie nur fragen, liebe Schwiegertochter? Ich habe Ina und den jungen Berliner nur minutenlang beobachten können. Natürlich hätte mancher Andere nichts bemerkt, aber für mich, die ich im Alphabet der Liebe zwischen den Zeilen zu lesen verstehe, gegenügte es hinreichend, zu sehen, wie die Beiden sich mit den Augen suchten, sich zulächelten und mit welcher laut

kundgegebenen Freude Ina sich an Armand's Arm hing, als er und Karl Banemann nach dem Stationshause gingen. — Während Ina und Vexeline mir am letzten Dienstag früh versicherten, ihr Besuch gelte mir, fanden sie es am Nachmittage, als Armand nach der Stadt gefahren war, höchst langweilig in Gjentofte und nahmen dann früher wie schicklich Abschied von mir."

„Ich, liebe Mutter," begann Herr Hildetand jetzt, „sehe gar nichts Gefährliches darin, wenn junge Leute in Anwesenheit ihrer Verwandten lachen und plaudern. Wenn wir nur Zusammenkünfte unter vier Augen verhindern, dann ist nichts zu befürchten. Sollte die Sache wider Erwarten anders ablaufen, nehmen wir selbst den äußersten Fall an, der junge Armand hielte bei mir um Ina's Hand an, dann würde ich einfach sagen: Mein junger Freund, ziehen Sie Ihren Antrag zurück; ich für meine Person bin Ihnen sehr gewogen, aber ich darf Sie versichern, daß Ina's Vater aus verschiedenen Gründen in Ihre Verbindung mit ihr nicht willigen kann."

Damit brach die Unterredung ab, Frau Andrup konnte aber die leichte Anschauung, die ihr Sohn von diesem Liebesverhältniß hatte, nicht theilen. Sie beschloß daher, noch einen Versuch zu machen, um die werdende Liebe frühzeitig zu ersticken. Sie wollte mit Ina selbst sprechen und ging deshalb durch die verschiedenen Wohnungsräume. Im Gartenhause fand sie das junge Mädchen allein. Ohne Umschweife ging sie auf ihr Ziel los.

„Liebe Ina," begann sie, „sei einmal aufrichtig! Dein letzter Besuch galt nicht mir, sondern dem jungen Mann, der jetzt bei uns wohnt."

Ina senkte den schönen Kopf, sie sah auf ihr Mieder,

während ihr Mund geschlossen blieb. Die Matrone sah sie kalt und prüfend an, ihre scharfen Augen schienen sie durchbohren zu wollen. „Sage mir die Wahrheit!“ ermahnte sie dringlicher:

„Ja,“ hauchte das junge Mädchen. „Ich wollte Herrn Armand sehen und sprechen, aber in Deiner Gegenwart. Ist das denn etwas Böses?“

„Das gerade nicht; aber mein Princip ist es, junge Mädchen von Männern weit entfernt zu halten, das ist für beide Theile das beste. Onkel und Tante Hildetand denken leider nicht so ängstlich oder so vorsichtig wie ich. Bei ihnen ist alle Tage Besuch, und Harald ermangelt nicht, ab und zu einen schmucken Militair mitzubringen. Mich wundert deshalb blos, daß Dir noch keiner dieser jungen Herren gefallen hat und daß Dir so viel an diesem Deutschen zu liegen scheint, dem Du förmlich nachläufst.“

Die Augen der jungen Schwedin füllten sich mit Thränen. „Wie kannst Du nur so hart zu mir sprechen, Großmutter?! Was kann ich gegen meine innersten Gefühle? Die jungen Herren, die zu uns kommen, plappern und schwatzen nur nichtssagendes Zeug, sagen mir plumpe Schmeicheleien, die mich ärgern, und verlangen von mir immer den neuesten Walzer zu hören, was mich noch mehr ärgert; denn ich weiß meine Zeit nützlicher anzuwenden. Da ist Herr Armand ein ganz anderer Mann. Er ist fröhlich mit den Fröhlichen, aber auch still und ernst zu seiner Zeit; er unterhält sich mit mir von meinem Vaterlande und dessen Dichtern und Schriftstellern und hört mir mit der größten Aufmerksamkeit zu, wenn ich Clavier spiele. Er hat erst einmal gewagt, mich um

etwas zu bitten, und da war es das Frühlingslied von Mendelssohn, was er hören wollte. Wie er mich nach Erfüllung seines Wunsches so dankbar anblickte mit seinen beredten, dunklen Augen, da fühlte ich, daß mein Herz schneller klopfte. Da war es um mich geschehen."

„O, Ina! nimm Dich in Acht; aber laß Dir nur sagen, wenn Armand nicht so viel spricht, wie die jungen Dänen, so hat das seinen Grund: er spricht das Dänische erstaunlich gut, mit einem so weichen Accent, daß man nicht den Deutschen heraushört, aber doch etwas langsam, als wenn er sich die Worte erst aussuche. Er macht also aus der Noth eine Tugend; darum, mein Kind, Vorsicht! Meide ihn am liebsten ganz, das ist der beste Rath, den ich Dir Deiner Ruhe wegen ertheilen kann. Ich meine es wirklich gut mit Dir."

In diesem Augenblick traten die Zwillingsschwestern Emilie und Vexeline in das Gartenhaus und forderten Ina auf, mit ihnen einen Gang durch das Dorf zu machen.

Gleich darauf schritten alle Drei die Dorfstraße hinab, bei der Kirche vorbei und bis an die Brüderhöhe. Als sie auf der Spitze des alten Kämpengrabes standen, fragten sie wie aus einem Munde: „Wo nur George bleibt, der Bösewicht? Es ist bald Zwei."

„Durch diese hohle Gasse muß er kommen!" declamirte Ina, indem sie auf den Pfad deutete, der aus dem Schloßpark auf die Chaussee nach Jaegersborg führt. Ina spähte aufmerksam in die Gebüsche hinein. Als sie nach einigen Minuten einen hellgrauen Sommeranzug entdeckte, rief sie voll Freude: „George!" Damit eilte sie, gefolgt von dem Schwesterpaar, die Anhöhe hinab. George war an-

genehm überrascht, als er bemerkte, wie drei Amazonen auf ihn Sturm liefen. Sie forderten ihn auf, in ihrer Gesellschaft den Park von Bernstorff zu durchstreifen.

Eine Stunde verweilten sie in dem anmuthigen Wäldchen. Die jungen Mädchen waren heute in der muntersten Laune und begingen alle möglichen Kindereien und Neckereien untereinander. Den jungen Deutschen verließen dabei verschiedene Mal seine dänischen Vocabeln, und da war es Fräulein Vexeline, die, ohne ein Wort Deutsch zu verstehen, sich als vortrefflicher Dolmetscher bewies. Zuletzt fragte sie George scherzend: „Nun, mein liebes Fräulein, sagen Sie mir blos noch: wie kommen Sie zu Ihrem monströsen Namen? Der steht ja in keinem Namenlexikon."

Vexeline antwortete halb ärgerlich: „Den verdanke ich Großmama Andrup. Sie hat einen guten Freund in Norwegen, einen Pastor Vexel; dem zu Ehren erhielt ich meinen Taufnamen."

„Was Herr Armand aber heute lustig ist, das ist erstaunlich," sagte Fräulein Emilie. „Da bewahrheitet sich wieder recht das Sprichwort: Stille Wasser sind tief. Wie ernsthaft waren Sie dagegen, als Sie vor meinem Vater und Harald neulich von der Verbrüderung der germanischen Stämme sprachen. Wir Mädchen haben seitdem von Ihrer Idee unter uns gesprochen und zollen ihr vollkommen Beifall. Auch wir finden die Freundschaft zwischen Deutschland und den drei nordischen Reichen so schön und natürlich; aber ich muß gestehen, wir waren in ganz anderen Anschauungen erzogen. Ihr Erscheinen, Ihre Persönlichkeit und Ihre Rede hat uns zu eifrigen Freundinnen Deutschlands gemacht. O, wir werden es

uns angelegen sein lassen, Proselyten zu machen. Nore, die kleine Norwegerin, ist schon von uns bekehrt worden.

George erwiderte: „Was Sie mir sagen, erfüllt mich mit lebhafter Rührung. Vier nordische Jungfrauen, eine aus Schweden, eine aus Norwegen, zwei aus Dänemark, überreichen mir, um parlamentarisch zu reden, eine Zustimmungsadresse. Ich danke Ihnen für das freundliche Entgegenkommen und ernenne Sie hiermit zu Mitgliedern des von mir neu gegründeten Vereins der Nord- und Südgermanen.“

„Wie viel Mitglieder zählt Ihr Verein bis jetzt?“ fragten die drei Mädchen lächelnd.

„Außer mir, dem Gründer desselben, ist nur ein braver Deutscher Mitglied, nämlich Herr Karl Banemann.“

„Das ist ja lustig! Der gemüthliche, dicke Onkel unser Vereinsmitglied,“ rief Vexeline. „Hoffentlich vergrößert sich unser Verein bald.“

Unter solchen Plaudereien war die vierte Stunde herangekommen. George ermahnte die jungen Mädchen, mit ihm jetzt unverzüglich den Heimweg anzutreten, damit die Eltern und die Großmutter nicht über ihr langes Ausbleiben zu klagen hätten.

Um vier Uhr langten die jungen Leute vor dem Häuschen am See an. Die Großmutter bemerkte aus dem Fenster, wie sie mit Scherzen und Lachen ankamen. Sie sah alle Vier mit durchdringendem Blick strafend an, sagte aber kein Wort.

Bald darauf vereinigte das Mittagsmahl die ganze Gesellschaft im Gartenhause. Hierzu war nun auch der Hausherr Christian Andrup in Begleitung des Lieutenant

Harald und des Malers Olaf Larsen aus der Stadt eingetroffen. So war die Reihe sehr bunt.

Der Rest des Tages verging sehr schnell. Nach einem gemeinsamen Spaziergang an dem kleinen See entlang setzten sich die älteren Leute im Gartenhause zu einem Gespräch hin, während die junge Welt am entgegengesetzten Ende des Gartens in der Jasmin- und Jelängerjelieberlaube Platz nahm. Durch die dichten Blätter der Laube sah man die Wellen des Sees glitzern. Der Himmel war tiefblau. Die Sonne sank tiefer und tiefer und vergoldete den See, die Gärten und Häuser von Gjentofte noch einmal zauberisch. Endlich verschwand sie ganz, und an die Stelle der vergoldeten Wölkchen trat die Purpurgluth des Abendroths. Als auch dies verschwand, erleuchtete der Vollmond mit seinem feierlichen, geheimnißvollen Glanz die friedliche Landschaft.

„Laßt uns etwas singen!“ rief Harald den übrigen jungen Leuten zu. Sie, Herr Armand, könnten als unser Gast aus Deutschland den Reigen mit einem deutschen Liede eröffnen.“

Der Angeredete erhob sich und sang Heine's Lorelei:

„Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin.“

Das deutsche Lied mit seiner zu Herzen sprechenden Melodie machte auf die nichtdeutschen Zuhörer einen tiefen Eindruck. Ina ergriff die Hand des Sängers und drückte sie warm. — Nun folgten dänische, norwegische und schwedische Nationallieder, zum Theil vierstimmig gesungen, was in dem stillen Garten von wunderbarer Wirkung war.

Die jungen Leute fühlten sich durch die Macht der

Töne in eine feierliche Stimmung versetzt; sie erhoben sich und gingen paarweise im Garten umher. Ina und George hatten sich zusammengefunden, wie das Eisen und die Magnetnadel. Eine Weile schritten sie stumm nebeneinander her. Als sie die Laube wieder erreicht hatten, zog George sie an der Hand hinein.

„Kein Mensch belauscht sie; nur der Mond am Himmel
Blickt heimlich und verstohlen durch die Zweige.“

Diese Verse aus A. von Winterfeld's Garnisongeschichten paßten hierher.

„Liebe Ina,“ begann George mit leiser Stimme, „wie gern weilte ich immer in Ihrer Nähe, und wie selten wird mir dies Glück zu Theil! Aller Voraussicht nach verlasse ich Dänemark in vierzehn Tagen wieder. Ich würde so gern hier bleiben; aber ich verdiene meinen Lebensunterhalt in Berlin und muß sehr bezweifeln, daß ich ohne großen Zeitverlust hier so weit wie dort kommen würde. Unsere Wege gehen dann wieder ganz auseinander und führen vielleicht nie mehr zusammen. Als ich der Familie Hildetand kürzlich einen Besuch abstattete und Sie die Güte hatten, mir Ihre kleinen Schätze an Büchern, Musikalien und Bildern zu zeigen, bemerkte ich auch ein Stammbuch. Könnten Sie sich vielleicht entschließen, liebe Ina, auch von mir ein Blatt für dasselbe anzunehmen?“

George entnahm seinem Schreibkalender ein goldgerändertes Blättchen und reichte es ihr. Bei dem Scheine des Vollmondes las das junge Mädchen das folgende Goethe'sche Gedicht:

„Kleine Blumen, kleine Blätter
Streuen mir mit leichter Hand

Gute junge Frühlingsgötter
Tändelnd auf ein lustig Band.

Zephyr nimm's auf Deine Flügel,
Schling's um meiner Liebsten Kleid;
Und so tritt sie vor den Spiegel
All in ihrer Munterkeit.

Sieht mit Rosen sich umgeben,
Selbst wie eine Rose jung.
Einen Blick, geliebtes Leben!
Und ich bin belohnt genung.

Fühle, was dies Herz empfindet,
Reiche frei mir Deine Hand,
Und das Band, das uns verbindet,
Sei kein schwaches Rosenband!"

Zitternd legte sie das Blatt vor sich auf den Tisch, dann verbarg sie es in ihrem Arbeitskörbchen. Ihre Augen sahen unsicher auf George. Dieser ergriff ihre rechte Hand und drückte sie an seine Lippen. Dann legte er seinen Arm um ihre schlanke Taille, zog sie sanft an sich und drückte auf ihre linke Wange einen Kuß.

Ina sprang auf. „Ich bitte Sie um Himmelswillen, George, halten Sie ein — wenn man uns überraschte!"

Der junge Mann ließ ihre Hand nicht los. „Liebe Ina," flüsterte er ihr zu, „wie lange habe ich den Augenblick herbeigesehnt, um Ihnen zu gestehen, was ich für Sie empfinde. Hier sind wir der Dazwischenkunft Anderer ausgesetzt; bestimmen Sie mir Ort und Stunde, wo und wann ich Sie ungestört sprechen kann."

„Lieber George," erwiderte das Fräulein gefaßter, „ich darf Ihnen nicht verhehlen, daß Sie, seitdem ich Sie kenne, mehr und mehr meine Sympathie, meine Zuneigung gewonnen haben. Da Sie Dänemark bald viel-

leicht für immer verlassen, will ich Ihnen gegenüber nicht undankbar erscheinen. Ich will Ihnen daher Gelegenheit geben, mich zu sehen. Uebermorgen begebe ich mich auf einige Tage nach dem Dorfe Vridlöselille, zwei Meilen westlich von Kopenhagen, wo mein Großoheim Andersen wohnt, auf Besuch. Dies ist der Bruder der Frau Andrup; er ist Beamter an dem großen Zellengefängniß dort. Lassen Sie sich von Ihrer Wirthin eine Empfehlung an ihren Bruder geben, um das Gefängniß in Augenschein zu nehmen. Fahren Sie Mittwoch Mittag von Kopenhagen bis zur Station Glostrup; dort will ich Sie erwarten. Wir können dann gemeinschaftlich einige Tage auf dem Lande verleben. Doch jetzt still, ich höre Schritte."

Das junge Paar drückte sich die Hände und verließ die Laube. — Im Gartenhause nahmen Alle das Abendessen ein. Die Gäste begaben sich darauf nach dem Bahnhof, um nach der Hauptstadt zurückzufahren. George, der Ina den Arm gegeben hatte, führte sie bis an den Waggon, drückte ihr noch einmal insgeheim die Hand und sah ihr bedeutungsvoll in die Augen, bis der Zug davonfuhr.

17.

Land und Leute in Dänemark.

Könnt' ich sie einmal treffen an
Im tiefen Wald, da Niemand ginge,
Es wär' um allen Schmerz gethan,
Ach, daß es, daß es doch gelinge!

K. Immermann.

Die Insel Seeland entfaltet ihre größten Reize, sie hat die meisten Naturschönheiten im Norden von Kopenhagen. Die Strecke von dort bis Helsingör gleicht einem Panorama. Wenn schon der Landweg, der durch die prachtvollen Waldungen an den köstlich gelegenen königlichen Schlössern Frederiksborg und Fredensborg vorüberführt, für den Naturfreund sehr genußreich ist, so wird von den Bewohnern der Hauptstadt doch der Seeweg vorgezogen. An schönen Sommertagen, namentlich Sonntags, verlassen Tausende die engen Straßen, um sich durch die fortwährend abgehenden Dampfboote an die verschiedenen Punkte der Küste befördern zu lassen.

Das große Publikum in Deutschland macht sich von Dänemark die irrigsten Vorstellungen. Die Deutschen denken dabei an ein armes, kaltes, unfruchtbares Land, und sicherlich wird mancher Leser den Verfasser dieser Erzählung der Uebertreibung zeihen, wenn er die gelegentlich eingeflochtenen Landschaftsschilderungen liest. Die-

jenigen der geehrten Leser, welche auch gern andere Stimmen über Dänemark, namentlich über die Umgebung seiner Hauptstadt, hören möchten, würden gut thun, das Buch des deutschen Schriftstellers L. Passarge zu lesen, betitelt: „Schweden, Wisby und Kopenhagen. Wanderstudien. (Leipzig, Fr. Brandstetter.) Es dürfte hier am Platze sein, daraus eine Stelle zu citiren, welche von einer Sonntagsfahrt auf dem Sunde handelt. L. Passarge sagt:

.... „Nur die Armen bleiben zurück, oder die Melancholischen, in den engen Mauern; die Andern erfreuen sich an dem wunderbaren Grün dieser Buchenwälder, der entzückenden Klarheit der Fluthen, welche zwischen den beiden so nahen Küsten (von Dänemark und Schweden) rauschen, an dem reizenden Spiele der Lichter, welche auf Land und Wasser so farbenprächtig tanzen, als wäre es ein Abglanz von dem schönen Himmel Griechenlands.

Welch ein beklagenswerther Mensch muß es sein, dem sich das Herz nicht aufthut bei so viel Schönheit! Wohin du auch schauen magst, es lacht dir entgegen wie aus einem Kinderauge, so unschuldsvoll, so beglückend. Du darfst nichts als deine Brust öffnen, um den Strom seliger Empfindungen fließen zu sehen, voll und ungestört, wie beim Anschauen eines Kunstwerks. Und ist sie nicht ein Kunstwerk, ein wunderprächtiges Gedicht, diese Küste der grasfrischen Gefionsöe? Wohl fehlen die Berge, die blauschattigen Höhen und Schluchten; kaum darfst du es ein Hügelland nennen, dieses sich langsam und unbedeutend erhebende Ufer. Kein mächtiger Strom wälzt seine Fluthen in das aufrauschende Meer, kein Dünensaum faßt es ein mit seiner sonderbaren Weiße. Aber

ein entzückender Anblick bleibt es doch, dieses mit weiten Buchenwäldern, fruchtbaren Triften und köstlichen Wiesen geschmückte Ufer, ganz bedeckt mit Dörfern, Villen und Schlössern. Tief, tief bis an den Strand des Sundes steigen die Wälder hinab, kein Vorstrand trennt ihre Wurzeln von den Fluthen des Meeres, kein kahler Sandstrich zieht eine Grenze zwischen Wiese und Wasser. Fallen die Blätter von den Bäumen, so fallen sie in die Wellen, die sie weiter tragen. Keine an's Land geworfenen Steinbrocken zerreißen die Wurzeln, die Fasern der saftigen Pflanzen, welche bis in die Meeresfluth hinein sich wagen, aus ihr Nahrung saugend und Erfrischung. Der Mensch aber baut seine Wohnstatt dicht an die befreundete See, die ihn nicht bedroht, sondern nur anlächelt. Wie grausam erscheint das Meer sonst, wie liegt es auch in seiner Ruhe, gleich einem zum Sprunge bereiten Raubthier! Der Sund weiß von einem solchen Wüthen nichts; er ist mild, liebreizend und sanft wie ein Mädchen. Darum wohnen ihm auch die Menschen so nahe als nur möglich. Fast jedes Haus hat seine eigene Badestelle, sein Häuschen, zu dem ein langer Steg führt; sie erscheinen dem Wanderer wie ebenso viele Bänder, womit das Meer an das Land gefesselt ist.

Ein unendlicher Zauber waltet um dieses liebliche Ufer. Aber eben so schön ist die lichterblitzende Wasserfläche des Sundes, dessen Fluthen von einer Klarheit sind wie die der Alpenseen. Tief hinein blickst du auf den Grund, jeden Steinblock darauf erkennend, jede Tangpflanze. Oft sieht es drunten aus wie ein ganzer Wald, unheimlich, fremdartig: die Fische schießen hin und her, und sonderbar gestaltete Medusen und Quallen leuchten

darinnen wie schwimmende Sterne. Wie begriff ich dieser Klarheit gegenüber die in unzähligen dänischen Sagen wiederkehrende Sehnsucht der Menschen nach der Tiefe da unten, die Liebe schöner Menschenkinder zu dem Meermann, der sie fest umschließt und zurückhält, wenn die Sehnsucht sie überkommt zu der verlassenen Erde. Oft kehren sie zurück, aber niemals zu ihrem Heile, wie die schöne Agnete von Holmegaard. Gestehen wir uns, daß an den deutschen Küsten der Ostsee die Fluthen nirgends so krystallklar sind wie hier. Bei uns wüthet das Meer, zerstört es die Ufer, trübt es die Klarheit seiner Wellen. Hier spielt und lächelt es blos. Darum haben wir nichts von jener Sehnsucht nach der Tiefe in unseren Meersagen; wir wissen nur von versunkenen Städten, von Sturm und Verderben, das über die Küsten und die Menschen gekommen. Das Meer ist uns ein Feind, aber den Seeländern ein befreundetes Wesen.

Ist sie doch auch in Wahrheit ein Seeland, diese Gefionsinsel, und nicht blos, weil die See sie umrauscht und tiefe Fjorden mit ihren Wassern erfüllt, sondern auch, weil es ein seegeborenes Land ist."

Während alle poetische Schönheit der Insel Seeland also im Norden der Hauptstadt zu suchen ist, breitet sich im Osten der Sund aus; im Süden sehen wir den Meeresarm, der die Inseln Seeland und Amack (Amager) scheidet; im Südwesten Kallebo-Strand, einen Theil der eigentlichen Ostsee, und im Westen die dichtbevölkerte Westervorstadt, durchschnitten von der Frederiksberg-Allee mit zahlreichen Sommervergnügungslokalen, und das in einem anmuthigen Park gelegene königliche Schloß Frederiksberg, von dessen Terrasse man eine unvergleichliche Aus-

sicht auf die thurmreiche Hauptstadt und ein Stück der See genießt. Hinter Frederiksberg beginnt eine prosaische Landschaft. Das Auge schweift in einer weiten, mit Getreide und Feldfrüchten angebauten Gegend umher und findet nur an den blendend weißen, behäbigen Bauerhöfen einen Ruhepunkt, die in Dänemark sich zahlreich auf den Feldern umhergestreut finden. Die Dörfer in dieser Gegend sind nicht so groß und elegant wie nahe der Hauptstadt, aber doch von musterhafter Sauberkeit.

Zwei Meilen westlich von Kopenhagen liegt in der Nähe des Dorfes Vridlöselille eine große Besserungsanstalt, nach pensylvanischem (Isolir=)System eingerichtet. Dies Gefängniß enthält — beiläufig bemerkt — 400 Zellen. Die Dauer der Haft beträgt, je nach der Schwere des Verbrechens, sechs Monate bis zu vier Jahren. Eine Gasanstalt und die Wohnhäuser der Beamten befinden sich in der Nähe.

In einem dieser kleinen Häuser wohnte die Familie Andersen, bestehend aus dem alten Großvater, einem Bruder der Frau Andrup in Gjentofte, dessen dreißig Jahre altem Sohn nebst Frau und zwei kleinen Söhnen im Alter von vier und fünf Jahren. Die junge Frau Andersen war eine schlanke Gestalt mit sehr zartem Teint, blauen Augen und röthlichem Haar. Sie war eine geborene Schwedin, weshalb Fräulein Ina Sjöberg sie im Sommer möglichst oft besuchte.

Zwei Tage nach dem im letzten Kapitel erzählten Besuch in Gjentofte treffen wir das junge Mädchen hier und bald nach ihrer Ankunft in eifrigem Gespräch mit ihrer Landsmännin. Ina erzählte von ihrem Aufenthalt in Berlin, auf welch' zufällige Weise sie George Armand

kennen gelernt habe, wie freundlich er ihr entgegengekommen, als er vernahm, daß sie eine Schwedin sei; daß er jetzt, nach einem Jahre, nach Dänemark gekommen sei und bei „Großmutter" Andrup wohne. Ina theilte ihrer Freundin auch mit, daß sie sich auf eine unerklärliche Weise zu ihm hingezogen fühle, daß es ihr bis jetzt aber nicht gelungen sei, ihn auch nur einmal ohne Zeugen zu sprechen, und daß sie ihn deshalb hierher zu ungenirter Unterhaltung eingeladen habe.

Frau Andersen, die seit sechs Jahren in glücklicher Ehe lebte, hörte ihrer jüngeren Freundin mit größter Theilnahme zu. Sie bedauerte sie einmal über das andere und sagte schließlich: „Wenn Alle sich gegen Dich verschwören, meine liebe, gute Ina, so will ich Dir doch eine treue Bundesgenossin sein. Es war ein sehr guter Einfall von Dir, den jungen Mann hierher zu bestellen; in meinem Hause könnt Ihr ungenirt verkehren. Mir haben meine Verwandten ebenfalls viele Hindernisse in den Weg gelegt, d. h. die weiblichen, die Tanten und Cousinen. Diese gönnten mir die Seligkeit der Liebe nicht, so daß ich öfter entrüstet und halb verzweifelt ausrief:

Ist denn Liebe ein Verbrechen?
Darf man denn nicht zärtlich sein?

Zuletzt mußte man mir meinen Willen lassen und so bekam ich den Mann meiner Wahl endlich doch. — Wann wird Dein Freund aber bei uns eintreffen?"

„Er verläßt Kopenhagen morgen mit dem Mittagszuge. Da er hier im Lande fremd ist, so wäre es gut, wenn ihn Jemand von der Eisenbahnstation Glostrup abholte und hierher geleitete." —

Am andern Tage gegen Mittag hatte sich Fräulein

Ina zum Ausgehen bereit gemacht. Ihrer Landsmännin und Freundin sagte sie beim Abschied: „Nach einiger Ueberlegung habe ich mich dafür entschieden, Herrn Armand selbst abzuholen. Ich weiß sicher, daß es ihn freuen wird, außerdem giebt es hier Niemand, der meine Schritte bewacht, beobachtet oder kritisirt.“

Frau Andersen ließ sie lächelnd ziehen. In einer halben Stunde hatte Ina den Bahnhof von Glostrup erreicht. Punkt halb Eins langte der Personenzug aus der Hauptstadt an. Sofort entdeckte Ina den hellgrauen Anzug von George. Diesem fiel sogleich das weiße Kleid der jungen Schwedin in die Augen. Lebhaft eilten Beide aufeinander zu. Mit dem freundlichsten Lächeln streckte Ina dem Freunde die Hand hin, deren Druck George sanft erwiderte. In Beider Herzen war wieder die Sonne aufgegangen. Sie waren so selig, als sie Seite an Seite die Chaussee entlang schritten, daß sie während einer Viertelstunde keine Worte fanden, um ihre Gefühle einzukleiden. Auch nachher kam es nur zu einigen Bemerkungen über die Gegend und das Wetter.

Frau Andersen empfing den Gast auf die ungekünstelt freundlich-herzliche Weise, wie sie die Sitte der Gastfreundschaft den Bewohnern Dänemarks und der skandinavischen Halbinsel zur zweiten Natur gemacht hat. Diese beständige Uebung der Gastfreundschaft hat unsern nordischen Stammverwandten jene Liebenswürdigkeit und Höflichkeit im täglichen Verkehr verliehen, die dem Fremden den Aufenthalt unter ihnen so unendlich angenehm machen. Ein sehr talentvoller, vielgelesener deutscher Schriftsteller, Julius Rodenberg, ein Mann, der viele Länder gesehen

hat und dessen Urtheil daher von Gewicht ist, sagt von dem dänischen Volke:

„Wo giebt es ein liebenswürdigeres Volk als dieses? ein höflicheres, ein gastfreieres? In ihnen und in ihrer Sprache liegt ein gemüthvoller Zug, und die Art z. B., wie sie „ja“ sagen, hat etwas unaussprechlich Gutmüthiges.“ —

George mußte es sich in einem der schönen und gemüthlichen Zimmer bequem machen und dann an dem mit Rücksicht auf Ina und ihn splendid hergerichteten Mittagsmahl theilnehmen. Dabei ward er von Frau Andersen ihrem Mann und dessen Vater, dem Bruder der Frau Andrup, vorgestellt. Um einen Dänen zu charakterisiren, muß man zuerst erforschen, ob und welcher fremden Sprachen er mächtig ist. Das ist nämlich bestimmend für seinen Bildungsgrad, seine Sympathien und Antipathien.

In der Familie Andersen stand es in sprachlicher Beziehung so: Als echte Dänen sprachen die Familienglieder gewöhnlich Dänisch. Der Großvater sprach fertig Deutsch; dessen Sohn verstand es, sprach es aber nicht so gut. Frau Andersen sprach Schwedisch und Dänisch. Die junge Frau war sehr heiteren Temperaments, während ihr Mann eine ernste Natur war. Der Großvater war ein Mann von fast stets munterer Laune, beständig zu Scherzen und Späßen aufgelegt.

Unter diesen guten Leuten verlebte George drei im Ganzen sehr heitere Tage. Vom ersten bis zum letzten Augenblick wetteiferten Andersens untereinander, sich in liebenswürdigen Aufmerksamkeiten gegen ihn zu überbieten. Er lernte auch hier dänische Gastfreundschaft ihrem vollen

Werthe nach würdigen und schätzen. So oft ihm eine solche Aufnahme in verschiedenen Familien auf Seeland zutheil geworden war, fragte er sich: Womit habe ich dies verdient? Ich habe doch Jedem ohne Umschweife gesagt: ich komme aus Berlin und wohne dort, in der Hauptstadt des Königreichs Preußen, welches dänische Patrioten seit 1848 als ihren mächtigsten und gefährlichsten Feind betrachten mußten. Es sind eben die Gesetze der Gastfreundschaft, welche in Dänemark ,sowohl wie in Norwegen und Schweden allem Anderen, auch politischen Antipathien, vorangehen. Die Bewohner dieser Länder sammeln auf diese Weise oft feurige Kohlen auf dem Haupt ihrer Feinde. Aufopfernde Gastfreundschaft war auch für die alten Deutschen die erste Pflicht. Alle germanischen Stämme wetteiferten darin mit miteinander. In der Jetztzeit haben sich die guten Sitten unserer Vorfahren am reinsten bei den nordischen Völkern erhalten. Das ist auch ein gewichtiger Grund für die Germanen im Norden und Süden des baltischen Meeres, sich versöhnend die Hände zu reichen und in Frieden und Freundschaft nebeneinander zu leben. Daß die Germanen des Nordens und Südens Kinder einer Mutter, Brüder sind, steht ebenso fest, als die Verwandtschaft ihrer Sprachen. Warum sollen sie ewig die feindlichen Brüder bleiben?

18.

Vergißmeinnicht.

Komm, laß uns hier auf Blumenbetten kosen!
Beut, Holder, mir die zarte Wange dar;
Den glatten Kopf besteck' ich dir mit Rosen,
Und küsse dir dein schönes Ohrenpaar.

Shakespeare, Ein Sommernachtstraum.
4. Act, 1. Scene.

Am Rand des klaren Baches in die Decke
Des hohen Grases es gehüllet steht,
Beschattet leicht von stolzer Rosenhecke,
Und dennoch jedes Auge zu ihm geht.

Es athmet nur für süßes Angedenken,
Und keine Unruh' seine Brust verzehrt,
Der Mittagssonne Strahl weiß abzulenken
Der kühle Schatten, seines Lebens Herd.

Dichtungen von C*** *)

In Begleitung von Andersen Vater und Sohn besichtigte George das Zellengefängniß in allen seinen Theilen. Er ging in die verschiedenen Zellen für Gesunde und Kranke, in Arbeitszellen und größere Werkstätten, in die Kirche, die fächerartig auseinander gehenden Spazierhöfe und die langen Corridore. Die Einrichtung war wirklich sehenswerth, höchst eigenthümlich, musterhaft, sauber und ein Bild größter Ordnung. George war indeß froh, als er wieder hinaustrat, und Riegel, Schlösser, die schweren Eisenthüren und Gitter hinter

*) Dichtungen von C*** (König Karl XV. von Schweden und Norwegen). Aus dem Schwedischen von A. von Winterfeld. Berlin 1866. B. Behr's Buchh. (E. Bock).

ihm zurasselten. Das Gefängniß von Bridlöselille steht mitten im freien Felde; es ist von weichen, grünen Wiesen und reich angebauten Getreidefeldern umschlossen. Es hat also vor seinen Mauern das kräftig pulsirende Leben, glückliche und zufriedene Menschen; in seinen Mauern zeitweilig von der menschlichen Gesellschaft Ausgeschlossene, Unfreie, deren Leben jetzt durch die Gefängnißuhr bestimmt wird. Welch' scharfer Contrast!

Nach dem Besuch in diesem Ort der Qual durchstreifte George an Ina's Seite die gesegnete Umgegend. In einiger Entfernung folgte ihnen Großpapa Andersen mit seinen beiden muntern Enkeln. Als die kleine Gesellschaft eines der Gehölze erreicht hatte, welche in Dänemark häufig die wallenden Getreidefelder mit ihrem frischen Grün unterbrechen, und die bald Skov (Wald), bald Lund (Hain) benannt sind, kamen die einzelnen Mitglieder etwas auseinander. Die beiden Knaben faßten Ina an die Hand und der Großvater gesellte sich zu George. In diesem Augenblick erschien ein fremder Herr von etwa fünfzig Jahren, der Besitzer zahlreicher Ländereien und eines stattlichen Hofes hier in der Nähe. Dieser Herr begrüßte die Fremden, zeigte ihnen seine Felder, seine Pferde und Rinder und führte sie zuletzt zwischen den einzelnen Theilen seiner Wohngebäude umher. Dem alten Andersen dauerte die Sache wohl zu lange; kurz, er ging durch eine offenstehende Thür mit George auf das freie Feld und in der Richtung nach dem Dorfe auf der Chaussee weiter. Hier trat er in ein Wirthshaus am Wege und ließ für sich und seinen Begleiter Bier kommen.

„Aber wo bleibt denn Fräulein Ina mit den Knaben?"

fragte George ungeduldig. Aus dem Fenster war das Feld bis zu dem Wäldchen zu übersehen. Es verging eine viertel, eine halbe Stunde. Sie warteten noch eine Weile. — Nach einer Stunde Wartens trieb George den alten Herrn zum Aufbruch. Auf dem Nachhauseweg redete er sich ein, Ina müsse noch in jenem Gehöft stecken und in der Gesellschaft dieses Gutsbesitzers weilen. Obgleich er zu dem Fräulein entschieden noch nicht in näheren Beziehungen stand, sie ihn auch noch nicht zu ihrem Ritter ernannt hatte, so ward George bei diesem Gedanken doch von rasender Eifersucht geplagt. Er reflectirte bei sich so: Ina hätte sich ehrenhalber nicht von Dir und dem alten Andersen entfernen dürfen. Ein kürzeres oder längeres Verweilen bei dem Gutsbesitzer mußte sie compromittiren. Je mehr seine Zuneigung zu dem jungen Mädchen von Stunde zu Stunde gewachsen war, je mehr er sich mit der gleichen Hingabe ihrerseits geschmeichelt hatte, desto bitterer war jetzt seine Enttäuschung. Also ihr ungezwungenes, natürliches Benehmen war nur Koketterie gewesen? — George fühlte sich aus seinem Himmel gestürzt; sein Herz ward von schmerzlichen Qualen gepeinigt. Doch sah er recht? Von dem Dorfe her, aus der dem Wäldchen entgegengesetzten Richtung, bewegte sich ein weißes Kleid auf ihn zu: es war Ina. Nach einigen Minuten stand sie unbefangen und lächelnd vor ihnen. George sah sie gar nicht an, sondern starrte finster vor sich hin. Der alte Andersen fragte: „Aber Ina, mein Kind, wo bleibst Du denn so lange? Wir haben eine volle Stunde vergeblich auf Dich gewartet."

„O, ich habe Euch wohl abgehen und in dem Wirthshaus einkehren sehen," antwortete das Fräulein. „Ich

setzte nicht voraus, daß der Aufenthalt dort lange dauern würde und bin deshalb auf einem näheren Wege nach dem Dorfe zurückgekehrt. Die beiden Knaben sind schon lange wieder bei ihrer Mutter."

George fühlte einen Stein von seinem Herzen fallen. Er sah Ina wieder in's Auge und machte sich Vorwürfe, daß er nur einen Augenblick an ihrem moralischen Werth hatte zweifeln können.

Eine andere kleine Enttäuschung sollte er an diesem Tage aber doch noch erfahren. Er hatte sich geschmeichelt, daß diese Zusammenkunft in Bridlöselille vorläufig zwischen ihm und Ina ein Geheimniß bleiben solle; namentlich durfte in Kopenhagen Niemand etwas davon erfahren; Alles, was mit dem Schleier des Geheimnisses bedeckt ist, hat in den Augen der Menschen ja einen höheren Reiz und doppelten Werth. Dieser Schleier sollte sich aber in unerwarteter Weise lüften. Der junge Andersen erwartete für diesen Abend um zehn Uhr noch den Besuch einer Frau Jensen, einer Freundin seiner Frau. Da der Sommerabend warm und schön war, ging er in Gesellschaft von George und Ina nach der unfernen Eisenbahnstation Thorstrup. Der Zug brachte die Erwartete nicht, dagegen eine gute Bekannte, die aber hier von Niemand erwartet wurde. Dies war Frau Elisa Banemann, welche, von einem Besuch in der Nachbarschaft kommend, mit dem nächsten Zuge die Fahrt nach der Hauptstadt fortsetzen wollte.

George und Ina sahen ihr Geheimniß jetzt verrathen. Frau Banemann war durch diese Begegnung unangenehm überrascht. Sie wähnte George weit von hier, in Gjentofte, Ina in Kopenhagen. Es erschien ihr ganz unge-

heuerlich, die beiden jungen Leute bei einbrechender Nacht auf einer unbedeutenden Zwischenstation, zwei Meilen westlich von der Hauptstadt, zu finden. Jedenfalls war ihr diese Entdeckung recht fatal. Als sie sich wieder bei ihrer Familie befand, erzählte sie die wunderbare Mähr; desgleichen ihrer Mutter in Gjentofte.

Beide Frauen machten ihrem Aerger Luft. „Das ist ja ein allerliebstes Abenteuer, was ich da erleben mußte!" sagte Frau Banemann. „Der junge Armand debütirt gut hier in Gammel Danmark*); entführt mir nichts, dir nichts junge Mädchen auf einsame Dörfer im Innern der Insel. Er ist ein echter Preuße, d. h. ein Mensch, dem nichts heilig, der zu Allem fähig ist."

„Ja," fiel Frau Andrup ein, „er muß von einer tollen und blinden Liebe zu der Ina besessen sein. Ich habe ihn so viel gebeten, sich nicht mit diesem Mädchen einzulassen; Alles vergebens, wie ich jetzt sehe."

„Welch' thörichte Leidenschaft von Beiden!" fügte Frau Banemann noch hinzu. „Heirathen können sie sich doch nicht. Ina's Vater wird niemals seine Einwilligung dazu geben, daß seine Tochter einen deutschen Windbeutel*) ehelicht."

„Jedenfalls können wir an der Sache nichts mehr ändern. Die Mühe, die wir Beide uns gegeben haben, um George und Ina auseinander zu halten, war eine rein vergebliche. Wir sehen also wieder einmal: Was sich kriegen soll, kriegt sich doch."

---

*) Das alte Dänemark; Lieblingsausdruck der Dänen.

**) Deutscher Windbeutel ist in Dänemark ein gebräuchlicher Ausdruck für junge, lebenslustige Deutsche. Anmerk. d. Verf.

Das in Rede stehende Paar setzte seinen Rückzug in frohester Stimmung fort. Ina war weit davon entfernt, sich wegen des Zusammentreffens mit Frau Banemann Sorgen zu machen, und George dachte nur: Geschehene Dinge lassen sich nicht ändern. Sie sahen nur den dunkelblauen Nachthimmel an, der mit dem Heere der blinkenden, funkelnden, glänzenden Sterne übersäet war, und von dem die silberne Mondsichel einen matten Glanz auf die stille Erde warf.

Der junge Andersen sprach nicht viel; er ging rechts und George links neben Ina. Diese hatte ihrem deutschen Freunde den Arm gegeben und schmiegte sich fest an ihn. Bei der Ankunft im Hause sagten sie sich „gute Nacht" und verabredeten einen Spaziergang auf morgen früh. —

Der neu anbrechende Tag sollte endlich eine neue Wendung in dem Verhältniß der beiden jungen Leute herbeiführen. Er sollte entscheidend für ihre ganze Zukunft werden. Westlich von Bridlöselille befindet sich ein Wäldchen von erfrischender Kühle, das von einem klaren Bache durchrieselt wird. Hierhin lenkte das Paar in der neunten Morgenstunde seine Schritte. Auf einer Bank von Birkenzweigen nahmen sie Platz. Ringsumher war kein lebendes Wesen zu sehen. Hell strahlte der Hain bei der reichen Sonnenbeleuchtung. Die Landschaft glich in Wahrheit einem Watteau'schen Schäferstück.

Da der Sommertag sehr warm war, legte George seinen grauen Tyrolerhut neben die Bank auf den Rasen; Ina machte es mit ihrem Strohhut ebenso. Dann klatschte sie fröhlich in die Hände und sagte lächelnd zu ihrem Nachbar: „Nun sind wir nach langer, langer Zeit doch

endlich einmal allein. Das hat freilich Mühe genug gekostet. Sie, lieber Freund, sind zwar Herr Ihrer Zeit und Ihrer Person; aber ich komme selten zu einer Betrachtung meiner selbst. Stets bin ich von anderen Menschen umgeben; jede meiner Bewegungen, jedes meiner Worte wird gesehen, beobachtet, kritisirt. Auf diese Weise kommt man niemals zu sich selbst. So ist es mir bis jetzt nicht möglich gewesen, Ihnen etwas mitzutheilen, was zu sagen mir so große Freude macht.

Ich habe nämlich erfahren, daß Sie mit Ihrem Wirth, dem Herrn Andrup, mit Onkel Hildetand und meinem Vetter, dem Lieutenant Harald, bei jedem Zusammentreffen eine lebhafte Debatte haben. Die drei Herren sind nämlich neidisch auf die Erfolge Preußens im Jahre 1866, sie bestreiten die Möglichkeit der Einigung Deutschlands und wünschen, wenn nicht Feindschaft gegen Deutschland, so doch Trennung von ihm. Ihr politisches Ideal ist der Skandinavismus, eine neue Auflage der Kalmarischen Union.

Sie dagegen, lieber Freund, verwerfen ein solches Streben als Einseitigkeit, weil die Skandinaven zu schwach wären, um dem immer weiter vorschreitenden Panslavismus einen Damm entgegenzustellen. Sie halten einen großgermanischen Bund als das einzige wirksame Mittel dazu und fordern die drei nordischen Reiche auf, in ihrem eigenen Interesse sich möglichst freundschaftlich zu dem neuen Deutschland zu stellen.

Den Dänen hier predigen Sie, wie mir scheint, tauben Ohren. Durch die kürzliche Anwesenheit einiger parlamentarischer Schönredner aus der französischen Hauptstadt, dem Babel an der Seine, haben die hiesigen Eider-

dänen oder Nationalen, wie sie sich nennen, wieder große Hoffnung auf ein bewaffnetes Einschreiten Frankreichs behufs Rückeroberung Nord-Schleswigs gefaßt. Diese Herren werden wohl erst eines Besseren belehrt sein, wenn Frankreich selbst mit wuchtigen deutschen Hieben für die Anmaßung bestraft sein wird, sich beständig in die inneren Angelegenheiten Deutschlands zu mischen.

So streiten sich die Männer fortwährend wegen politischer Fragen herum. Wir Frauen lassen uns auf solche Sachen nicht ein. Wenn ich dabei Partei ergreifen sollte, so würde ich Ihren Ideen, mein lieber Freund, Beifall geben und das engste Schutz- und Trutzbündniß zwischen allen germanischen Stämmen befürworten. Mich zieht etwas Anderes zu Deutschland, und das sind die Werke seiner Ritter von Geist, die deutsche Literatur und Musik. Wie beneidenswerth ist das deutsche Volk! Es lustwandelt in dem Garten seiner großartigen Dichterwerke, in welchem es täglich neue Blätter und Blüthen hervorsprossen sieht. Was mich namentlich für immer fest an Deutschland gekettet hat, das sind die großen Werke der musikalischen Schöpfungskraft der Deutschen. Diese sind von universellem Werth. Wie wahr ist Robert Schumann's Ausspruch: „Alle Nationen, die an Deutschland grenzen, betrachten die deutsche Nation als ihre erste und geliebteste Lehrerin in der Musik." Mich zieht mein Herz, mein Gefühl zu Deutschland, dem Lande, welchem ich so viel verdanke. Sie, lieber Freund, wissen dagegen mein geliebtes Vaterland, mein Schweden, gebührend zu schätzen. Sie haben ein warmes Verständniß für die Sprache seiner Dichter. Ja, noch mehr, Sie wünschen sehnlichst den innigsten Anschluß aller germanischen Stämme an

einander. Ich darf mir Glück wünschen, einen solchen Deutschen kennen gelernt zu haben. Unsere Ideen, unsere Neigungen kommen sich entgegen, ergänzen einander. Ich kann es nicht verhehlen, ich habe Sie während der Zeit unserer Bekanntschaft schätzen gelernt, ich habe Sie — recht lieb gewonnen."

George erwiderte: „O, mein Fräulein, nehmen Sie die Versicherung, daß ich in und bei Ihnen Alles gefunden habe, was mir an meinem Glück fehlte. Schon bei unserm ersten, flüchtigen Zusammentreffen in Berlin erkannte ich außer Ihren großen Talenten Ihr gutes Herz. Ihr einfaches, natürliches Wesen fesselte mich mächtig. Es erschien mir als die schönste Aufgabe für einen Mann, sich um Ihre Neigung zu bewerben. Leider war es mir nur einmal vergönnt, Sie zu sehen. So flüchtig wie Sie mir erschienen, so schnell verschwanden Sie, einem strahlenden Meteor gleich. Nichts blieb mir zurück, als die Sehnsucht nach Ihnen.

> Nur wer die Sehnsucht kennt,
> Weiß, was ich leide.

So durfte ich ein volles Jahr hindurch von mir sagen. Ich zog mich in dieser Zeit von den Menschen zurück und glaubte in der Einsamkeit Trost zu finden; aber vergebens. Goethe's Worte bewährten sich bei mir:

> Wer sich der Einsamkeit ergiebt,
> Ach, der ist bald allein.
> Ein Jeder lebt, ein Jeder liebt
> Und läßt ihn seiner Pein.

Was mich allein aufrecht hielt, war die Hoffnung, dann die Gewißheit, Sie wiederzusehen. Ich machte mich unter vielen Schwierigkeiten von Berlin los und

vertraute mich der See an. Ein günstiger Wind trug mich an diese Küste, auf diese schöne, gesegnete Insel, auf der mir Alles von einem poetischen Glanz umgeben zu sein scheint. In dieser Umgebung fand ich Sie wieder, schöner, bezaubernder, als vor einem Jahre. Wie dürfte ich in dieser Stunde, am Busen der lieblichen, schönen Natur das Geständniß zurückhalten, daß ich Sie, liebste Ina, unendlich verehre, daß ich Sie liebe." —

Aufmerksam hatte die junge Schwedin zugehört. Ihre, Wangen färbten sich lebhafter, ihr schönes Augenpaar, blau wie der Sund zwischen Dänemark und Schweden, heftete sie auf das enge Mieder, unter welchem der Busen heftig auf und ab wogte. Ihr Herz pochte so stark, daß sie fürchtete, es müsse zerspringen.

George sprang von der Bank auf, warf sich vor Ina auf die Knie, ergriff ihre linke Hand und drückte sie an seine Brust. Sie heftete die Augen mit einem Ausdruck unsäglicher Liebe auf ihn, erhob sich und zog ihn in die Höhe.

„Ina, meine Ina!" rief er leise. „Auch ich liebe Dich unendlich, mein theurer George," hauchte die Jungfrau. In diesem Augenblick fühlte sie sich von seinen Armen umfangen; er preßte sie stürmisch an seine Brust und verschloß ihren Mund mit vielen, vielen Küssen. —

O, daß ein solcher Augenblick nicht Ewigkeiten währen kann, und wehe dem neidischen Geschick, daß auch unseren Freunden diese kurzen Augenblicke unterbrach! So ruft Goethe in Wilhelm Meister aus. —

Gegen Mittag verließen sie Beide, strahlend von Glück und Seligkeit, Arm in Arm das Gehölz. An der Grenze von Wald und Wiese bückte sich Ina und pflückte am

Rande des murmelnden Bachs Vergißmeinnicht. Zwei davon überreichte sie ihrem Geliebten.

„Mein theurer George," sagte sie, „nimm diese bescheidenen Blumen und gelobe mir, sie Zeit Deines Lebens zum Andenken an diese Stunde zu bewahren. Diese Blume heißt in Dänemark und in Deutschland Vergißmeinnicht. Willst Du mich nicht vergessen?"

„Geliebte Ina, niemals. Heilig soll mir das Andenken an diese Stunde sein, die Stunde, in der ich Dir meine Liebe gestand und Du mich erhörtest." —

Beim Eintritt in das Andersen'sche Haus gewahrte die junge Frau, Ina's Landsmännin, die Vergißmeinnicht in George's Hand. Sie bemerkte auch, wie er sie in sein dänisches Reisehandbuch legte. Herzlich lachend rief sie aus: „Ah! Vergißmeinnicht? — Nun, dann wird wohl Alles in Richtigkeit sein." Sie küßte ihre junge Freundin und konnte sie gar nicht genug ansehen.

19.

Am Ise-Fjord.

> Wenn still in seinen letzten Flammen
> Der Abend in das Meer versank,
> Dann wandeln traulich wir zusammen
> Am Ufer in dem Buchengang.
>
> Wir seh'n den Mond durch Wolken steigen
> Wir hören fern die Nachtigall;
> Wir athmen Düfte, doch wir schweigen —
> Was soll der Worte leerer Schall?
>
> Das höchste Glück hat keine Lieder,
> Der Liebe Lust ist still und mild,
> Ein Kuß, ein Blicken hin und wieder,
> Und alle Sehnsucht ist gestillt.
>
> Emanuel Geibel.

Der alte Andersen wäre kein echter Däne gewesen, wenn er nicht versucht hätte, seinen beiden Gästen noch einen außergewöhnlichen Genuß zu bereiten. Er erschien also bald nach zwölf Uhr in dem Wohnzimmer und forderte sie auf, ihn auf einem Ausfluge nach der zwei Meilen weiter westlich gelegenen Stadt Roeskilde zu begleiten. Auf der nächsten Eisenbahnstation bestiegen die Drei den Zug, der sie in wenig über dreißig Minuten nach der uralten Stadt brachte.

Roeskilde (zu Deutsch: Quelle des Roë) ist jetzt ein stilles Städtchen von fünftausenddreihundert Einwohnern, während sie früher, als alleinige Residenz der Könige von Dänemark und des Bischofs von Seeland und Schonen hundertundfünfzigtausend besaß. Diese Herrlichkeit

dauerte vom Jahre 790 bis 1445, wo Kopenhagen die Hauptstadt wurde. Roeskilde besaß in jener Zeit des Glanzes eine fabelhafte Anzahl von Kirchen, Kapellen und Klöstern. Alle diese Prachtgebäude sind Schutt und Staub geworden; nur ein Zeuge jener Zeit hat sich noch erhalten: der neunhundertjährige Dom. Dieser altehrwürdige Bau sieht mit seinen beiden hohen, schlanken Thürmen schön und imposant aus; aber sein Inneres macht ihn zu der historisch merkwürdigsten Kirche in ganz Dänemark. Was St. Denis für Frankreich, die Westminster-Abtei für England, die Ritterholms-Kirche für Schweden ist, das ist der Roeskilder Dom für Dänemark.

Hier ruhen die dänischen Könige von Harald I. bis zu Frederik VII., dem letzten Oldenburger, somit den langen Zeitraum von fast neunhundert Jahren repräsentirend, wovon allein vierhundert Jahre auf das Herrschergeschlecht der Oldenburger kommen. Die älteren Könige und Königinnen sind in den unterirdischen Gewölben beigesetzt, die übrigen im Schiff der Kirche und in prächtigen Seitenkapellen. Vor dem Altar, einem Meisterwerk der Bildhauerkunst, die Leidensgeschichte Christi darstellend, sieht der Besucher den Marmorsarkophag der Königin Margarethe, von Voltaire die Semiramis des Nordens genannt, die ehemalige Beherrscherin von Dänemark, Norwegen und Schweden. Von hervorragendster Bedeutung ist Christian's IV. Capelle. Hier steht der Sarg dieses größten dänischen Königs, des Land- und Seehelden, des Oberfeldherrn der deutschen Protestanten im dreißigjährigen Kriege. Seine Broncestatue nach Thorwaldsen giebt dem Besucher ein charakteristisches Bild des

genialen Königs, auf dessen Sarg großartige Frescogemälde herabsehen: „die Seeschlacht bei Fehmarn 1644," „Christian's IV. Urtheil," „die Auferstehung" genannt.

Außer den königlichen Personen ruht hier auch der älteste dänische Chronist, Saxo Grammaticus, der Mönch von Soroe. —

Der alte Andersen nahm in Gesellschaft von George und Ina alle diese Sehenswürdigkeiten in Augenschein, geführt von einem seiner Roeskilder Bekannten, einem Herrn Lander, der Alles ausführlich erklärte und, obgleich echter Däne, mit George eine Unterhaltung in fließendem Deutsch begann, in deren Verlauf er ihm mittheilte, daß seine Frau aus Hessen-Kassel gebürtig sei. Wenn George von einer dänisch-deutschen oder deutsch-schwedischen Ehe hörte, so freute ihn das ganz besonders; waren doch solche Ehen ebenfalls Bindeglieder zwischen Nord- und Südgermanien!

Als sie den Dom verlassen hatten, genossen sie die wunderschöne Aussicht von der Ostseite des anliegenden Platzes. Das Fesselndste war der Blick auf den tiefblauen Meerbusen, den Isefjord, den das Kattegat hier tief eingeschnitten hat. Die stattlichen Dörfer, üppige Getreidefelder und saftig grüne Wiesen beleben die Landschaft ungemein. Hier im Norden thut ein ungetrübter Himmel und heller Sonnenschein Alles; er allein verleiht diesen Landschaften einen südlichen Charakter, einen unendlichen, zauberhaften Reiz.

Ina sagte, ganz im Anschauen versunken: „Hier im Freien, in der warmen Luft, im Angesicht der von Sonnenschein durchglühten Landschaft, finde ich meine muntere Laune, meine Freude am Leben wieder. Im Dom er-

innerte mich Alles an die Vergänglichkeit, an den Tod; und noch dazu nur die Särge von Königen zu sehen, zu welchen Betrachtungen giebt das Anlaß! Der Besuch dieses riesigen Mausoleums hat mir recht deutlich vor Augen geführt, daß das Ende alle Menschen gleich macht, den König und den ärmsten, geringsten Mann. Wie treffend sagt der deutsche Dichter Matthisson:

Eines Weltgebieters stolzen Scheitel
Und ein zitternd Haupt am Pilgerstab
Deckt mit Einer Dunkelheit das Grab."

Der Roeskilder Führer, Herr Lander, ging mit seinen Gästen noch vor die Stadt und bis an das Ufer des Fjord, auf dessen Wellen kleine Fahrzeuge mit weißen Segeln hin und her tanzten. Während er mit dem alten Andersen sich in einen öffentlichen Garten begab, um mit ihm einen Willkommstrunk zu leeren, gingen George und Ina weiter am Meerbusen entlang, Arm in Arm, wie Liebende stets zu thun pflegen. Schnell vergingen ihnen die Stunden harmonischen Zusammenseins, wechselseitigen Gedankenaustausches. Die Sonne sank tiefer und erfüllte mit ihrem Purpurlicht die Stadt, die nahen Dörfer, die sie umgebenden Felder und den Meerbusen. Von magischem Schein war der hoch gelegene doppelthürmige Dom umstrahlt.

„Mein lieber George," sagte Ina, ihm freundlich-sanft in's Auge blickend, „ist dieser Anblick nicht erhaben und großartig? Stimmt er das Herz nicht zu feierlicher Andacht? Laß uns unsere Liebe auf's Neue bekräftigen! Angesichts des tausendjährigen Doms, Angesichts der rauschenden Wasser des Isefjord, die das wild stürmende Kattegat seit Jahrtausenden rastlos, ruhelos hin und her

wirst, gelobe ich Dir, o Geliebter, ewige Liebe und Treue. Nichts auf der Welt soll im Stande sein, meine Treue gegen Dich wankend zu machen; meine Liebe zu Dir soll erst mit meinem Leben aufhören."

„Und ich, theuerstes Mädchen, Engel meines Lebens, gelobe Dir dasselbe. Um Dich zu erringen, soll mir keine Arbeit zu hart, keine Widerwärtigkeit zu groß sein. Ich fühle mich ganz Eins mit Dir, Du bist und bleibst mein Alles."

Darauf schloß George die Geliebte in seine Arme und preßte seine Lippen auf die ihrigen. Langsam wandelten sie nach der Stadt zurück. Die Sonne war hinter dem westlichen Ufer des Fjord verschwunden, allmälig trat die Dämmerung ein. An dem dunkeln Firmament zeigte sich ein Stern, der bald heller und heller strahlte.

„Sieh, George," begann das junge Mädchen wieder, „das ist der schöne Abendstern. Solltest Du von mir getrennt werden, so werde ich an keinem Abende unterlassen, zu ihm hinauf zu sehen und dabei an Dich zu denken.

„Ich werde dasselbe thun," gelobte George. „Der Abendstern soll jetzt unser Stern werden."

„Hier in Dänemark," begann Ina wieder, „hat ein Liebender dem Abendstern die folgenden Verse gewidmet:

Hver Quæld jeg sukker mod det Fjerne:
God Nat, min Ven!
Det höres af en enlig Stjerne,
Mildt blinker den.
Den vinker kun til Dig min Hilsen,
Og bringer Din til mig;
Kjærligt den nikker fra det Höie:
Elsket, god Nat!"

(In deutscher Uebersetzung:)

Jeden Abend seufze ich gegen die Ferne:
Gute Nacht, mein Freund!
Das wird von einem einzigen Stern gehört,
Mild glänzt derselbe.
Der winkt nur meine Grüße zu Dir
Und bringt mir die Deinigen;
Zärtlich nickt er aus der Höhe:
Geliebter, gute Nacht!

„Ferner:

Hjertet sidder Dagen lang
Soa beklemt i Fængsel,
Men om Aften det med Sang
Flyver til sin Længsel."

(Deutsch:)

Das Herz sitzt den Tag über
So beklemmt im Gefängniß,
Aber des Abends mit Gesang
Fliegt es seiner Sehnsucht zu.

Der alte Andersen stand schon ungeduldig vor der Thür des Gasthofes. „Es wird Zeit, daß wir uns heimbegeben," sagte er. „Die Kutsche des Justizrath D. fährt ohne Insassen nach dem Zellengefängniß. Ich habe den Wagen für uns in Beschlag genommen; steigen wir sofort ein."

Die Drei nahmen im Wagen Platz. Der alte Herr war so freundlich, die jungen Leute im Fond des Wagens sitzen zu lassen, während er selbst sich in eine Ecke gegenüber setzte, um während der Fahrt ungestört nicken zu können. In gestrecktem Trabe ging es auf der guten Chaussee vorwärts. Um halb elf Uhr hielt der Wagen

in Vridlöselille. Die Insassen sagten sich gute Nacht und trennten sich, Jeder in dem Bewußtsein, einen genußreichen Tag verlebt zu haben.

Bei dem Zusammentreffen am andern Morgen sagte George zu Ina: „Wir haben gestern einen Tag bei einander zugebracht, daß der Wunsch ganz gerechtfertigt wäre, deren noch viele zu erleben. Ein deutsches Volkslied sagt so schön:

Wenn's immer, wenn's immer, wenn's immer so wär':
Stets Frühling auf Erden, der Winter nicht mehr,
Stets lächelnde Fluren, der Vollmond im Schimmer,
Kein Wölkchen am Himmel und Sonnenschein immer:
Wär' wohl unser Leben an Freuden dann leer?
Wenn's immer, wenn's immer, wenn's immer so wär'!

Das ist aber leider nicht möglich; ich muß sogar schon morgen früh wieder nach Kopenhagen und von da nach Gjentofte zurück."

„Und ich," erwiderte Ina, „werde die Rückfahrt einen Tag später in Begleitung von Großoheim Andersen antreten. Hildetands wissen von unserm Zusammensein hierselbst nichts; also müssen wir die Sache demgemäß behandeln. Da es Dir frei steht, die Familie meines Onkels beliebig oft zu besuchen und Alle Dich dort gern sehen, so erwarte ich Dich, sobald es angeht; je eher, je lieber. Wir haben auf diese Weise die beste Gelegenheit, uns zu sehen und zu sprechen. Onkel Hildetand ist meistens in Geschäften abwesend, die Tante auf ihrem Zimmer und die Zwillingsschwestern muß ich, da wir vertraute Freundinnen sind, in's Geheimniß ziehen."

„Aber weißt Du nicht, liebe, gute Ina, daß Reden Silber, Schweigen Gold ist? Wenn wir Beide unser Verhältniß als Geheimniß behandeln, so weiß es Nie-

mand; hast Du es aber erst Emilie und Vexeline offenbart, so erfährt es Jeder.“

„O, da kennst Du meine Cousinen schlecht; sie sind verschwiegen, wenn auch nicht wie das Grab, so doch so sehr, wie es jungen Mädchen überhaupt möglich ist. Wie sollte ich mein Glück auch ertragen, wenn ich Niemand mein Herz ausschütten sollte!“

Am Nachmittag besuchte die Familie Andersen mit unserm jungen Paar eine befreundete Lehrerfamilie in dem Nachbardorfe Glostrup. Hier war eine große und sehr muntere Gesellschaft versammelt. Das Familienhaupt, ein alter, silberhaariger Greis, ging den Fröhlichen mit gutem Beispiel voran. Er unterhielt sich im besten Deutsch mit George und forderte ihn auf, einige der schönen deutschen Volkslieder vorzutragen. Dies geschah zu großer Zufriedenheit und unter lebhaftem Beifall der Gesellschaft, welche mit Ausnahme der beiden Schwedinnen (Frau Andersen und Ina) nur aus Dänen bestand.

Wenn in Dänemark sich eine Privatgesellschaft versammelt, so wird selten zweierlei fehlen: „erstens das Nationalgericht „rothe Grütze“, eine liebliche, zarte Speise, die indeß von Grütze nur den Namen hat; zweitens für die männlichen Mitglieder „Theevandsknegt“ (Theewasserknecht), eine Mischung von Thee und Rum, von jedem die Hälfte in einer kleinen Tasse. Auch hier fehlte beides nicht; es ist also wohl leicht begreiflich, daß alle Theilnehmer sehr lustig wurden, d. h. es ward gesungen und musicirt, gescherzt und gelacht, aber ohne die geringste Ausschreitung. In bester Laune trennten sich die Theilnehmer nach zehn Uhr Abends.

Am nächsten Vormittag um neun Uhr war George

auf dem Wege zur Eisenbahnstation. Ina ließ es sich nicht nehmen, ihn zu begleiten. „Auf Wiedersehen in Kopenhagen!“ rief er ihr zu, als der Zug mit ihm davonsauste.

In der Hauptstadt besuchte er seiner Gewohnheit gemäß erst einige Buchhandlungen und marschirte dann die Meile nach Gjentofte hinaus. Er war nur drei Tage von seinem Dörfchen abwesend gewesen; aber er hatte sich hier schon so eingelebt, daß er freudig den Hut schwang, als er es wieder vor sich liegen sah. An dieser hochgelegenen Stelle ist ein Obelisk errichtet, auf welchem man über einer Garbe, einer Schaufel und Hacke die Jahreszahl 1767 sieht. In diesem Jahre hob der dänische Staatsminister, Graf Johann Hartwig Ernst Bernstorff, die Leibeigenschaft zunächst auf seinen eigenen großen Besitzungen auf.

Dieser große Staatsmann und sein Neffe und Nachfolger Graf Andreas Peter Bernstorff machten dem dänisch-norwegischen Staate Ehre vor der ganzen Welt. Sie waren die größten Verehrer der deutschen Dichter Klopstock und Schiller und wirkten ihnen bei dem Könige von Dänemark einen Jahrgehalt aus. Die beiden Bernstorffs hoben die Leibeigenschaft und die Sklaverei auf den dänischen Colonien auf. Dänemark hat den Ruhm, der erste Staat gewesen zu sein, der diese großen Reformen unternahm.

Als George wieder bei Frau Andrup eintrat, rief sie, sich böse stellend:

„Nun, Herr Armand, Sie haben ja einen riesig weiten Ausflug gemacht; lassen sich drei Tage und drei Nächte nicht sehen, treiben sich im Staub und in der

Sonnenhitze der Landstraße umher. Ihr Gesicht ist ja so roth, so braun, was weiß ich, als kämen Sie direct vom Aequator!"

Die alte Frau ahnte nach dem Bericht ihrer Tochter recht wohl, daß sich in Bridlöselille etwas Entscheidendes zwischen George und Ina zugetragen habe; sie sagte aber nichts.

George hatte kaum gegessen und die Kleider gewechselt, als er wieder den Wanderstab ergriff und nach seinem geliebten Charlottenlund ging. Die Sonne strahlte an dem blauen, wolkenlosen Himmel, daß es eine Lust war. Unter einer mächtigen Buche setzte er sich auf eine Bank und blickte auf das tiefblaue Meer, welches spiegelglatt, ruhig und träumend dalag. Der junge Mann erblickte überall Glück und Sonnenschein; in seinem Herzen war jetzt die Sonne der Liebe aufgegangen, die ihn electrisirt, verjüngt hatte. Am fernen Horizont entdeckte er einen dunklen Punkt, der sich nach und nach zu einer so riesigen Wolke vergrößerte, daß sie das Licht der Sonne auszulöschen drohte.

„An dem Horizont meines Lebens sehe ich auch Wolken," sagte er zu sich selbst. „Jetzt, da ich die Erwählte meines Herzens endlich errungen habe, sehe ich die traurige Nothwendigkeit ein, sie wieder zu verlassen. Meine bisherigen Bemühungen, in Kopenhagen irgend eine passende Stellung zu erhalten, sind vollständig gescheitert. Ich werde jetzt indeß Alles aufbieten, um dennoch meinen Zweck zu erreichen. Im Falle meine Anstrengungen keinen Erfolg haben, verlasse ich Gjentofte in acht Tagen und reise mit dem ersten Dampfer von Kopenhagen nach Stettin und mit der Eisenbahn nach Berlin weiter. Die

dortigen Gönner und Bekannten werden sich zwar über die schnelle Rückkehr des kleinen Armand wundern, den sie auf einer Reise nach dem Nordpol wähnen; aber das schadet nichts. Ich werde mich wieder installiren und durch die größte Thätigkeit, durch neuen Eifer meine Einkünfte zu vermehren streben. Ich werde mir selbst helfen, und dann wird mir nach dem französischen Sprichworte auch der Himmel helfen. Ja, ich denke noch alle Hindernisse, alle Schwierigkeiten zu überwinden und meine Ina als Frau über das Meer zu holen.

Geduld, Geduld, wenn's Herz auch bricht!"

20.

Auf der Citadelle Frederikshavn.

Francisco. He! halt! wer da?
Horatio. Freund dieses Bodens.
Shakespeare's Hamlet. 1. Act, 1. Scene.

George gab sich von jetzt an alle nur erdenkliche Mühe, in Kopenhagen eine lohnende Anstellung zu finden. Er annoncirte sich und schrieb auf erhaltene Empfehlungen hin Briefe; aber es fand sich nichts Lohnendes, wenigstes in der Hauptstadt und deren Umgebung nicht. Er erhielt eine Offerte aus Jütland und eine aus Jönköping in Schweden, die sich allenfalls der Annahme gelohnt hätten; aber er verweigerte, da er es sich in den Kopf gesetzt hatte, entweder in Kopenhagen zu bleiben, oder nach Berlin zurückzukehren. Eine Provinzialstadt dünkte ihm jetzt schrecklich, da er sich zu sehr an die Vorzüge der großen Stadt gewöhnt hatte.

Wegen des Stellesuchens ging er jetzt fast täglich in die Stadt. Natürlich stattete er auch stets Hildetands Besuche ab. Alle Glieder der Familie empfingen ihn immer mit der herzlichsten Liebenswürdigkeit. Durch seine ernsten Gespräche wußte er Vater und Sohn zu fesseln. Die Herzen der Damen eroberte er durch seine munteren Einfälle, sein herzliches Lachen und seinen ungekünstelten,

aber zu Herzen sprechenden Gesangsvortrag. Mit dem norwegischen Maler und dem jungen dänischen Offizier befreundete er sich mehr und mehr. Harald hatte ihn schon lange eingeladen, sich einmal seine Wohnung in der Citadelle anzusehen. Am Dienstag, den 27. August, brachte George seinen Besuch endlich zur Ausführung.

Die Hauptstadt Dänemarks ist Festung und hat namentlich starke Befestigungen auf der nordöstlichen Seeseite. Die Citadelle Frederikshavn bildet die Spitze derselben; sie vertheidigt den Eingang in den Hafen. Von ihren hohen Wällen herab, die mit den schönsten Anlagen geschmückt sind, genießt man eine herrliche Aussicht; noch schöner wie von der „langen Linie" aus, welche unten vorüberführt. Rechts übersieht man den Kriegs- und Handelshafen mit seinem regen Leben. In der Front liegen die Seeforts: Tre Kroner (Drei Kronen), Lynetten (die Lünette) und Pröveſesten. Links dehnt sich die unermeßliche Wasserfläche des Sundes aus. Den Horizont begrenzt die schwedische Küste. Am 2. April 1801 fand auf der Außenrhede von Kopenhagen eine große Seeschlacht zwischen den Flotten von England und Dänemarck-Norwegen statt. Die Kanonen der Citadelle und der Seebatterien unterstützten das Feuer der dänischen Orlogsschiffe auf das wirksamste.

Im Jahre 1807 erschienen die Engländer abermals und bombardirten drei Tage und drei Nächte lang die Citadelle und die eng gebaute Hauptstadt. Die Dänen vertheidigten sich mit wahrhaft antikem Heldenmuth; aber die englischen Brandkugeln, namentlich die damals neuen Congreve'schen Raketen, steckten Thürme, Kirchen, Häuser in Brand, tödteten entsetzlich viele Menschen und zwangen

den Commandanten der Citadelle, General Peymann, zur Capitulation. Die Engländer segelten nun in den Hafen hinein und plünderten die Docks, die Werften und Magazine, raubten die sehr zahlreiche Kriegsflotte mit ihren Geschützen und das ganze Material zum Schiffbau, wie Holz, Eisen, Tauwerk u. s. w. Die Weltgeschichte hat diesen Raubzug Großbritanniens gebührend verurtheilt, und mehr wie eine Stimme hat damals gerufen: O stolzes England schäme dich! —

Als George über Zugbrücken und durch gewölbte dicke Steinthore das Innere der Citadelle erreicht hatte, ließ er sich von einem der Wache haltenden Infanteristen den Weg zu der Kaserne des Lieutenant Hildetand zeigen. Er fand ihn auf seinem Zimmer und bereit, ihn in der Citadelle umherzuführen, da er glücklicherweise gerade dienstfrei sei. Harald trug noch seine Dienstuniform: dunkelblauen Waffenrock mit ponceau-rothem Kragen und zwei Reihen silberner Knöpfe, sowie hellblaue Beinkleider. Er schnallte aber den Schleppsäbel ab, vertauschte den Dienstrock mit der schwarzen Interimsuniform, den niedrigen Lederczako mit einem Käppi, und begann nun, um seinem Gast Alles zu zeigen, mit seinem Zimmer. Dasselbe war, wie es einem Sohn des Mars zukommt, sehr nett, aber ohne Luxus möblirt und unterschied sich in nichts von dem Zimmer eines preußischen Lieutenants. Aus den Fenstern übersah man den großen Paradeplatz mit der Garnisonkirche, dem Commandantur-Gebäude und der großen Militair-Dampfbäckerei. Nach einer Mittheilung Harald's war dieser Platz im Jahre 1864 die Promenade der kriegsgefangenen Preußen und Oesterreicher.

Auf George's Verlangen wurden nun die Kasernen-

stuben besichtigt, dann Gymnastik- und Fechtsäle, eine Küche, ein Soldatenspeisewirth besucht und zuletzt eine Wachtstube. Hierauf erstiegen sie die Wälle, in deren Grün sich manches rothe Schilderhaus, manches schwere Festungsgeschütz verbarg. Endlich nahmen sie auf einer Bank Platz und genossen die entzückende Aussicht.

„Durch Ihr freundliches Entgegenkommen, lieber Herr Lieutenant," begann George die Unterhaltung, „haben Sie mir einen doppelten Genuß verschafft. Erstens die wundervolle Aussicht von diesem hohen Punkte aus, also einen Naturgenuß, zweitens einen militairischen. Obgleich ich nicht selbst Soldat bin, so war ich doch schon seit meiner frühesten Jugend ein Soldatenfreund. Unter preußischer Cavallerie verlebte ich meine Jugendjahre. In meinem Städtchen lag ein ganzes Regiment blanker Eisenreiter in Garnison, und so wuchs ich unter Reitern, Pferden und Waffen heran und lernte spielend alle Einzelheiten des kleinen Dienstes kennen. Ein väterlicher Freund und Lehrer, ehemaliger französischer Soldat, sodann Adjutant des Emir Abd-el-Kader, hat mit mir fortwährend von Krieg und Soldaten gesprochen. Wäre dieser vortreffliche Mann am Leben geblieben, so hätte ich im preußischen Heere als einjähriger Freiwilliger gedient. Mein Wohlthäter starb aber, und so besaß ich dazu nicht die Mittel. Vom dreijährigen Dienst hat mich ein zeitweiser Ueberfluß an brauchbaren Mannschaften befreit. Während meines fünfjährigen Aufenthalts in Berlin verkehrte ich täglich in den zahlreichen Kasernen, wo ich Offizier-Aspiranten und jüngeren Offizieren französischen Unterricht ertheilte. Von meinen Bekannten auf der Oberfeuerwerkerschule ließ ich mich in die „Mysterien der

Artillerie" einweihen. Manche Sommernacht war ich mit diesen intelligenten jungen Leuten auf dem berühmten großen Schießplatz von Tegel, wo wir unter dem Donner der schweren Belagerungsgeschütze Betrachtungen über die Flugbahn der Geschosse anstellten. Als mein bester Freund seiner Dienstpflicht im Kaiser Franz=Garde=Grenadier=Regiment genügen mußte, machte ich mich mit allen Kleinigkeiten des Infanteriedienstes bekannt, wie ich auch nicht unterließ, den Pionieren und Pontonnieren bei ihren Arbeiten zuzusehen. Soldaten und zweierlei Tuch, das war neben Natur= und Kunstgenuß mein Umgang und mein Studium. Weil ich auf diese Weise die preußisch=norddeutsche Armee wirklich genau kennen gelernt habe, so weiß ich, daß sie in jeder Beziehung Außerordentliches leistet. Der Feldzug von 1866 war für sie eine große Probe, eine bewundernswerthe Leistung. Ein Krieg mit Frankreich wird ihre letzte und Hauptfeuerprobe sein. Obgleich das kriegsgeübte französische Heer den Nimbus der Unüberwindlichkeit besitzt, so steht meine Ueberzeuguug doch fest, felsenfest, daß die Preußen vielleicht einmal geschlagen werden können, daß aber ein zweites Jena für sie unmöglich ist.

Wem verdankt Preußen aber die Schlagfertigkeit seines starken Heeres? — Den langjährigen unermüdlichen Anstrengungen seines obersten Kriegsherrn, des Königs Wilhelm. Die Heeresorganisation von 1860 ist sein größtes Verdienst, eine Wohlthat, für die ihm sein Land nie genug danken kann. Wie kurzsichtig war die Opposition, die vier Jahre lang daran arbeitete, dies große Werk zu zerstören! Was wäre aus Preußen im

Jahre 1866 geworden, ohne eine so durch und durch vortreffliche Heeresmacht?"

Der dänische Offizier hatte den jungen Preußen aufmerksam angehört. Lebhaft sagte er: „Sie haben von Ihrem preußisch-deutschen Standpunkt aus vollkommen Recht. Zur Sicherung des öffentlichen Friedens ist ein starkes Kriegsheer nothwendig. Si vis pacem, para bellum! Dem ersten besten Kammerredner sollte es nicht freistehen, an den militairischen Einrichtungen zu rütteln, deren Werth er und seine Herren Collegen gar nicht zu würdigen verstehen. In Dänemark haben sich die Herren Volksvertreter kürzlich auch etwas erlaubt, was die Armee mit großem Unwillen erfüllt hat. Sie haben erklärt, die königliche Leibgarde zu Pferde, diese herrliche Truppengattung, ähnlich den preußischen Gardes du Corps, sei überflüssig; die Volksvertretung würde zu ihrer Unterhaltung kein Geld mehr bewilligen. Die Escadron müsse aufgelöst werden."

„Was? Das haben sich diese Schönschwätzer erlaubt? Eine solche Beleidigung wagte man ihrem Chef, dem Könige, anzuthun? — Der Antrag ist doch natürlich glänzend abgefallen?"

„Nein," erwiderte der Lieutenant, „die Gardereiter sind aufgelöst worden! Bei uns geht es verwünscht constitutionell zu. Unser König Christian IX. darf mit Recht den Namen König-Ehrenmann beanspruchen; denn er unterordnet seine liebsten Wünsche, er opfert persönliche Neigungen dem Willen des Landes. König Christian begann seine Dienstzeit bei der Leibgarde zu Pferde; er war lange Zeit ihr Chef. Daß es ihn geschmerzt hat, als er die geliebte Uniform, sein liebstes Ehrenkleid, zum

letzten Mal auszog, werden Sie begreifen, der Sie unter dem Bürgerrock echten Soldatensinn haben."

Der Lieutenant schwieg und schaute nachdenklich auf das Meer hinaus, auf welchem zahlreiche Schiffe hin und her segelten. Nach einer Pause begann George wieder: „Wenn ich nach Berlin zurückkomme, werde ich meinen militairischen Gönnern und Freunden ein Bild von dem entwerfen, was ich in Betreff des Heerwesens beobachtete. Einen wie erfreulichen Anblick von Ordnung und Reinlichkeit gewähren die dänischen Kasernen! Ich sehe ein, daß es bei dem dänischen Heere jetzt im Kleinen und Großen gut steht. Dasselbe hat seit 1865 eine totale Umwandlung in Ausrüstung, Bewaffnung, Organisation u. s. w. erfahren. Möge die dänische Armee, wenn die Stunde schlägt, von ihrer Tüchtigkeit zum Heil des Landes Gebrauch machen. Ich hege die beste Hoffnung, daß Ihr und mein Vaterland noch gute Freunde und Bundesgenossen werden."

Harald lächelte, wollte aber mit der Sprache nicht recht heraus.

George fiel ihm in's Wort: „Sie liebkosen beständig die Idee einer Cooperation der dänischen Armee mit den Legionen Frankreichs, Sie böser Mann. Na, warten Sie, die Zukunft wird Sie bitter enttäuschen. Wer auf eine Niederwerfung Preußens oder Deutschlands rechnet, der irrt sich gewaltig. Wie oft glaubte das Ausland schon, der preußische Adler müsse unter den Streichen seiner zahlreichen Feinde erliegen! Immer ging er als Sieger aus gewaltigen Kämpfen hervor."

Der Lieutenant entgegnete: „Nun hören Sie mein letztes Wort: Was der Mensch wünscht, das hofft er.

In Folge der kürzlich stattgefundenen Zusammenkunft zwischen Napoleon III. und dem Kaiser von Oesterreich in Salzburg suchen Kopenhagener Zeitungen die Meinung zu verbreiten, jetzt sei eine Coalition fertig zwischen Frankreich, Italien und Oesterreich, um Preußen niederzuwerfen und zu zerstückeln. Wenn sich diese Nachricht bestätigt, dann bin ich der Meinung, daß es um die Existenz Preußens geschehen ist."

„Ich aber nicht!" rief George. „Mögen diese drei Mächte nur kommen, Preußen wird sie alle besiegen. Gegen Friedrich den Großen hatten sich Oesterreich, Frankreich, Rußland und Schweden verbündet, ganz abgesehen von den deutschen Mittel- und Kleinstaaten. Der große König hat sie mit seinem kleinen Heere alle besiegt. Die Enkel Friedrich's des Einzigen sind von demselben Geiste beseelt. Ungerechte Angriffe wird Preußens Volk in Waffen stets zurückweisen."

„Sie besitzen ja ein unerschütterliches Vertrauen auf die Kräfte Ihres Landes," sagte Harald, über den jungen Deutschen staunend. „Vaterlandsliebe ist aber eine Tugend, die in der Brust jedes Dänen ein Echo findet. Geben Sie mir Ihre Hand, wir bleiben Freunde."

Der geneigte Leser wird dem Verfasser sicherlich verzeihen, daß er ihn bei dieser Gelegenheit aus dem Jahre 1867 in den Sommer und Herbst 1870 sich zu versetzen bittet.

Seit dem Prager Frieden vom 23. August 1866 schwebte die Aussicht auf einen deutsch-französischen Krieg

wie eine schwarze Wolke am politischen Horizont. Der Juli 1870 brachte diesen lange gefürchteten Riesenkampf. In unserm nördlichen Nachbarstaat, in Dänemark, erhoben sich damals zahlreiche Stimmen in der Presse und in öffentlichen Versammlungen, welche die Staatsregierung bestürmten, sich an diesem Kriege auf Seiten Frankreichs zu betheiligen. Diese franzosenfreundlichen Stimmen fanden bei einem großen Theile des dänischen Volks ein leidenschaftliches Echo. Die Regierung ließ sich aber von diesem Strom nicht fortreißen. In einer großen Staatsrathssitzung unter dem Vorsitz des Königs und unter Theilnahme des hochgebildeten, liebenswürdigen Kronprinzen Frederik ward der weise Entschluß gefaßt, in dem deutsch-französischen Kriege eine stricte Neutralität zu beobachten.

König Christian IX. handelte hier wahrhaft als ein Vater seines Volks, welchem er die Schrecken eines Krieges um jeden Preis ersparen wollte. Alle vernünftigen Leute in Dänemark priesen diesen Entschluß als den segensreichsten, der seit langer Zeit gefaßt worden war. Jene verblendeten Thoren dagegen, die das Land Hals über Kopf in den Krieg hatten stürzen wollen, erlebten während dieses gewaltigen Kampfes bei jedem deutschen Siege stets neue Beschämung und Enttäuschung.

Zur Betrübniß aller Deutschen, die für die drei nordischen Königreiche lebhafte Freundschaftsgefühle hegen, benahm sich auch das schwedisch-norwegische Volk sehr deutschfeindlich.

Jene Deutschen erfuhren aber die lebhafte Genugthuung, daß man in den maßgebenden, namentlich in den militairischen Kreisen den Verlauf des deutsch-französischen

Krieges gerechter und besser beurtheilte, als Journalisten und die Mehrzahl der Kammerredner, die von militairischen Verhältnissen keine blasse Ahnung haben.

Eine rühmliche Ausnahme machte der schwedische Reichstagsabgeordnete Emil Key, welcher den Muth hatte, scharf gegen die Franzosenschwärmerei zu Felde zu ziehen und Deutschland auf das wärmste zu vertheidigen. Sehr beachtenswerth ist die im November erschienene Schrift des General J. A. Hazelius, Chef des königlich schwedischen topographischen Corps, welche in Schweden das größte Aufsehen erregte und eine riesige Verbreitung fand.*)

Von höchstem Interesse ist eine Stelle aus einem Vortrage des königlich schwedischen Majors Otto Taube, welchen derselbe am 12. November 1870 bei der Stiftungsfeier der Academie der Kriegswissenschaften in Stockholm, in Gegenwart des Königs Karl XV., der Prinzen Oskar und August und zahlreicher Generale und Offiziere hielt. Major Taube sprach über die Entwickelung der Kriegskunst in der neuesten Zeit und richtete dabei die Aufmerksamkeit auf die Ereignisse des für Frankreich so höchst unglücklichen Krieges von 1870, der diesem Lande schon so unerhörte Verluste verursacht hat, indem etwa neunzigtausend Mann auf den Schlachtfeldern gefallen und über dreihunderttausend Mann, darunter das Staatsoberhaupt, vier Marschälle, hundertvierzig Generale und zehntausend Offiziere in die Gefangenschaft hinweggeführt

*) In deutscher Uebersetzung: Eine Stimme aus Schweden über den Krieg zwischen Deutschland und Frankreich, seine nächsten Ursachen und Folgen. Von General J. A. Hazelius. Berlin 1871. Allgem. deutsche Verlags-Anstalt (Sigismund Wolff).

sind. Die Ursachen dieses Resultates liegen nach der Ansicht des Redners weit rückwärts in der Zeit und sind eben so sehr von socialer als militairischer Natur. In ersterer Hinsicht beruhen sie auf größerer Intelligenz, einer größeren Willenskraft und einem größeren Gehorsam gegen das Gesetz bei dem deutschen als bei dem französischen Volke. Diese größere geistige Kraft mußte unbedingt ein besseres Material für das Heer schaffen.

Von den militairischen Ursachen hob Major Taube als ganz besonders wichtig die deutsche Armee-Organisation hervor, welche jeden Bürger zum Kriegsdienste verpflichtet, und welche ein gut geordnetes Verstärkungs- und Reservesystem enthält. Hierzu kommen die praktische Entwicklung der Truppen, die Bildung des Befehles, die Organisation des Generalstabes, von welchem eine beständige Versetzung in die Armee stattfindet, sowie eine strenge Disciplin, eine größere Schießfertigkeit und endlich die überlegene strategische Führung. Im Gegensatz zu diesen wurden als Ursachen zu dem Unglück Frankreichs angeführt: das Freikaufsystem, die Geringschätzung des Gesetzes, eine Folge der stets wiederkehrenden Revolutionen, die Organisation des Generalstabes, aus welchem keine Versetzung in die Armee stattfindet, sowie auch, daß bei den Beförderungen der Offiziere besonders auf Tapferkeit und weniger auf die Kenntnisse Rücksicht genommen worden ist.

In taktischer Hinsicht wurde auf die ausgezeichnete Anwendung der Artillerie von Seiten der Preußen hingewiesen, sowie auch auf die großen Dienste, welche die Cavallerie, besonders bei der Recognoscirung und bei dem Bewachungsdienste, geleistet hat, welche Verwendung

dieser Waffengattung die Franzosen sich nicht zu Nutze zu machen verstanden hätten, und endlich auf die größere Geschmeidigkeit in der Art und Weise der Preußen, sich auf dem Felde zu bewegen. Der vergleichsweise geringere Einfluß, den die besseren Gewehre der Franzosen und ihre Kugelspritzen auf den Gang des Krieges ausgeübt haben, beweisen nach der Ansicht des Vortragenden, daß nicht das Material, sondern der Mann den vornehmsten Factor in den Schlachten bildet.

Dieser Vortrag eines höheren schwedischen Offiziers bedarf keines Commentars. Schwedens Reichstagsabgeordnete mögen aber darüber nachdenken und ihrer Regierung nicht fernerhin die Mittel zu den für ihr Land so äußerst nöthigen militairischen Reformen verweigern!

21.

Die Liebespfade. — Dänen und Deutsche.

Oft sinn' ich hin und wieder:
Was treibt mich zu ihr hin?
Sind's ihre süßen Lieder,
Ist es ihr froher Sinn?

Was hält mich so gefangen,
Wenn ihre Stimme schallt?
Ist's unbewußt Verlangen,
Ist's ihres Aug's Gewalt?

's ist nicht der Wuchs, der schöne,
Und nicht des Auges Strahl,
Auch nicht die süßen Töne:
's ist Alles allzumal!

Fr. Bodenstedt.

Wer Kopenhagen durch das Westerthor verläßt, die prächtige Wester-Allee hinabgeht und sich durch eine Seitenstraße nach rechts auf den „alten Königsweg“ wendet, der sieht plötzlich eine sehr breite und noch längere Wasserfläche vor sich. Dies ist der St. Jörgens-See, an welchen sich rechts der Peblinge-See und rechts von diesem der Sortedams-See anschließt. Diese drei Süßwasserseen, welche die Hauptstadt mit Trinkwasser versorgen, legen sich von Süden nach Norden wie ein breiter Gürtel um die Stadt und trennen sie von den Vorstädten. Längs dieser Seeufer führen schöne Spaziergänge hin, deren östliche Seite den poetischen Namen „Kjaerlighedsstierne“ (die Liebespfade) führt. Diese Liebespfade zerfallen, von Norden her gerechnet, in drei Theile: der schmalste

Theil der Allee ist der eigentliche Liebespfad, weil zwei Menschen hier sehr dicht nebeneinander gehen müssen; der etwas breitere Theil, der jetzt folgt, heißt der Pfad der Verlobten; der dritte und breiteste: Pfad der Verheiratheten.

Am Abend des 29. August lustwandelten auf dem engsten dieser drei Pfade unsere beiden Bekannten, George und Ina. Der schmale Steig nöthigte sie, sich eng aneinander zu schließen.

„Spreche mir Niemand mehr von den Dänen schlecht!" sagte der glückliche Liebhaber in sehr froher Laune zu seiner Angebeteten. „Wie poetisch von diesem Volke, diesen so günstigen Promenadenweg Liebespfad zu nennen und ihn dabei so zweckmäßig anzulegen. In Berlin haben wir es noch nicht so weit gebracht. — Mit Ausnahme des Findens einer guten Stellung begünstigt mich in diesem Lande Alles: Stets lacht der heiterste Himmel bei italienischer Wärme auf diese Insel herab, die Natur prangt in ihrem schönsten Schmuck, die mannshohen, fetten Weizenfelder beginnt man jetzt erst abzumähen, und im Rosenborger Schloßgarten, sowie auf den gartenartigen Kirchhöfen stehen die Rosen noch im höchsten Flor. So freundlich wie mich die Natur anlächelt, so bewundernswerth artig kommen mir hier die Menschen entgegen. Das Kostbarste aber, was ich hier erwarb, ist Deine Liebe meine theure Ina, mein liebes nordisches Mädchen. Schwer liegt es mir auf der Seele, bald, sehr bald von hier zu scheiden, das liebliche Seeland zu verlassen und mich von Dir zu trennen. Aber mir bleibt keine Wahl; ich muß nach Berlin zurück, um mich ernsthaft in den

Strudel der Arbeit zu stürzen. Die schönen Tage von Aranjuez-Kopenhagen sind jetzt vorüber."

„O, mein George, ich bin deswegen ganz trostlos. Wenn Du nicht mehr hier bist, wird mir Alles traurig und verödet erscheinen. Ich werde mir wie eine Gefangene vorkommen, und nichts wird mehr für mich Reiz haben."

„Liebe Ina," wandte George sanft ein, „ich bitte Dich inständig, mache mir das Herz nicht noch schwerer. Setze Deine gewohnte Lebensweise fort, denke möglichst wenig an mich, betrachte vielmehr unser kurzes Liebesglück als einen schönen Traum. Lasse namentlich die Musik Deine Trösterin sein. So, denke ich, wirst Du bald dahin gelangen, mich zu vergessen." — — Die Stimme des jungen Mannes zitterte bei diesen Worten.

„Dich vergessen, Dich aufgeben! o nie, niemals. Nein, mein heißester Wunsch ist der, mit Dir, mein Geliebter, für immer vereinigt zu werden. Ich erwarte von Dir, daß Du nach zwei, höchstens drei Jahren nach Kopenhagen zurückkehrst, um mich an den Altar zu führen. Es wird mir schwer genug werden, so lange, lange Zeit ohne Dich zu leben; aber wenn es Dir nicht möglich sein sollte, eher zu kommen, so warte ich selbst drei Jahre. Dann aber müssen wir zum ewigen Bunde vereinigt sein. Nicht wahr, mein lieber George, so werden wir es machen?"

Der junge Mann konnte vor Ueberraschung fast kein Wort hervorbringen. Es war das erste Mal, daß Ina so positiv sprach; vorher hatte sie nur stets in Idealen umhergeschwebt.

„Liebe Ina," sagte er nach einer Pause, „hast Du

auch Alles recht bedacht? Werde ich Dir für die Dauer genügen? Uebereile Dich um des Himmelswillen nicht. Ich weiß aus ganz sicherer Quelle, daß Du schon lange von jungen Herren umflattert wirst, die Dir mehr zu bieten vermögen, wie ich. Namentlich soll Harald's Kamerad, der Lieutenant Hornbaeck, starke Absichten auf Dich haben und unglücklich sein, daß Du ihn abgewiesen hast."

Das junge Mädchen lächelte verächtlich. „Lieutenant Hornbaeck ist mir zuwider; ich kann ihn nicht leiden und würde ihn nicht nehmen, selbst wenn er General wäre. Eben so wenig will ich von den anderen Gecken etwas wissen, die mich gelegentlich einmal langweilen. Ich begreife übrigens nicht, woher Du diese Sachen weißt; Du hast doch noch Niemand bei mir getroffen. Wer hat also den Zwischenträger gemacht? — Nun, Du schweigst? Antworte mir!"

Zögernd brachte George heraus: „Da Du es durchaus wissen willst, so war es die alte Frau Andrup, die mir dies und noch manches Andere erzählte. Sei ihr deshalb nicht böse."

„O, das ist ja abscheulich!" rief Ina, indem sie mit dem Füßchen aufstampfte. „Mich so zu verleumden! Aber ich werde bei Onkel Hildetand bittere Klage führen, der soll seiner Frau Mutter den Text lesen, jedoch erst, wenn Dich der Dampfer über das Meer nach Deutschland zurückträgt. Ich bleibe aber dabei: Du bist mein und ich bin Dein; nichts soll uns wieder trennen. Thu' mir den Gefallen und sprich bei erster Gelegenheit mit Onkel Hildetand. Er ist der Vertreter meines Vaters und wird das Weitere schon veranlassen."

„Gewiß, mein holdes Kind. Da Du Deine Liebe in

so edler Weise, so selbstlos zum Ausdruck gebracht hast, kann und darf ich nicht zögern, mit Deinem Onkel ein ernstes Wort zu sprechen. Ich werde dies Vorhaben ausführen, sobald ich ihn günstig gelaunt finde. Jedenfalls soll dies spätestens Sonntag, den 1. oder Montag, den 2. September geschehen, weil ich Mittwoch, den 4. meine Rückreise antreten muß. Was Herr Hildetand antworten wird, werden wir ja erleben. Daß seine Antwort sehr günstig ausfallen wird, kann ich mir kaum denken. Was aber dann?"

„Dann bleibe ich nicht länger in seinem Hause; ich lasse mich von Dir entführen," sagte Ina, indem sie ein unternehmendes Gesicht machte.

„Das wird Dein Onkel wohl zu verhindern wissen indem er an der Zollbude und an der Quästhuusbrücke Wächter postirt."

„Desto besser. In diesem Falle wähle ich den Landweg. Unter dem Vorgeben, Tante Andersen zu besuchen, fahre ich mit der Bahn nach Roeskilde und von dort aus in Deiner Gesellschaft nach Korsoer am großen Belt, von wo aus wir sehr schnell Lübeck oder Kiel erreichen können."

„Ei, ei! — Ihr Frauen seid allerdings das schwächere, aber auch das schlauere Geschlecht, stets dazu bereit, die Männer zu überlisten!" mußte George mit Erstaunen ausrufen.

Ina klatschte, mit kindlicher Fröhlichkeit lachend, in die Hände. „Was ich thun will, ist ja nichts Unrechtes. Steht nicht in der Schrift: Das Weib soll Vater und Mutter verlassen und dem Manne anhangen?" Ernst werdend setzte sie hinzu: „Wir miethen dann in Berlin eine passende, recht freundliche Wohnung in einer recht

hellen, neuen Straße vor den westlichen Thoren. Du ertheilst Deinen Unterricht nach wie vor und ich werde Gesang- und Clavierlehrerin. Auf diese Weise werden wir ganz prächtig durchkommen. O, das wird ein himmlisches Leben werden. Ich spreche dann mit Dir nur Schwedisch und mache aus Dir einen eben so echten Schweden, wie unser König Karl einer ist, trotz französischer Abkunft und südlichen Aussehens."

„Meine gute Ina, Deine Phantasien sind ganz verlockend für mich; aber nun höre einen Vermittelungsvorschlag. Sollte Onkels Antwort unbefriedigend ausfallen, so kehre ich nach Berlin zurück, arbeite ein Jahr hindurch recht fleißig, erneuere dann meine Anfrage, und wenn ich wieder abschläglich beschieden werde, dann schwimme ich über die See hierher und entführe Dich gewaltsam. Deine Angehörigen werden Dir diese — Sünde später sicherlich verzeihen."

„Ja, Du hast Recht, lieber George, gedulden wir uns wenigstens ein Jahr. Diese Zeit wird ja vergehen, wie Alles in der Welt."

Das junge Paar war bei diesen Worten durch das Norderthor (Nörreport) in die Stadt getreten, bog in die nahe Gothersgade ein und hatte bald die Hildetand'sche Wohnung in der Kronprinzeßgade erreicht. Die Familie war vollzählig versammelt. George empfahl sich aber schnell, um, wie er zu Harald sagte, bei der hereinbrechenden Nacht noch einen „Uebungsmarsch" nach Gjentofte zu machen. Er verließ die Stadt wieder durch das Nordthor und durcheilte die nördliche Vorstadt, wo die neue gothische St. Hanskirche steht. Hinter dieser beginnt das Nordfeld, welches in Verbindung mit dem angrenzenden

Ostfelde eine weite Ebene grünen Weidelandes von riesiger Ausdehnung bildet. Hier weiden die Rinderheerden der Stadt; hier finden aber auch die Uebungen der Garnison von Kopenhagen, namentlich der Infanterie, statt. Für George war es stets ein wahres Gaudium, den verschiedenen Uebungen, so oft ihn sein Weg hier vorbeiführte, zuzuschauen. Da wurden Rekruten exercirt, die Compagnien übten Felddienst, oder ganze Bataillone führten Evolutionen im Feuer aus.

„Bald geht es lustig piff und paff,
Es knattert hin und her,
Ein leichtes weißes Wölkchen strömt
Vom Schuß aus dem Gewehr.“

Diese Verse aus A. von Winterfeld's Manövergeschichten fielen dem jungen Soldatenfreunde hier ebenso ein, wie bei den Tiraillirübungen der preußischen Garde-Grenadiere auf dem Tempelhofer Felde bei Berlin.

Als er diesen Abend über das Feld schritt, hatte sich ein dichter Nebel darüber hin gelagert, wie er in der Nähe der See ziemlich häufig ist. George erreichte aber bald die glatte, ebene Chaussee, und so gelangte er ohne weitere Abenteuer nach Gjentofte. —

Hier saßen die Andrup'schen Eheleute seit einigen Stunden in ihrem Wohnzimmer bei einander. Als es dunkel wurde, brachte die freundliche kleine Nore die hell brennende Petroleumlampe und bald darauf den Thee.

„In den nächsten Tagen, lieber Christian, wird Armand, unser Badegast, uns also verlassen,“ sagte die alte Frau zu ihrem Lebensgefährten. „Findest Du nicht, daß er in den letzten vierzehn Tagen, also in der zweiten Hälfte seines hiesigen Aufenthalts, sehr häufige Excursionen nach der Stadt ge-

macht hat? Da sieht man gleich, wie sehr so ein Magnet zieht."

„Du hast ganz Recht, liebe Frau; aber was soll man dagegen sagen? Daß er der blonden Ina herzlich gut ist, bedarf keines Beweises mehr. Das ist ein öffentliches Geheimniß."

„Und doch," sagte die alte Frau, „antwortete mir mein Sohn, als ich ihn bei seiner letzten Anwesenheit deshalb befragte, er wisse nichts davon, daß zwischen seiner Nichte und Armand ein anderes als freundschaftliches Verhältniß bestehe. Er werde überhaupt nicht zugeben, daß ein Deutscher in ein näheres Verhältniß zu seiner Familie trete. Das habe ich mit Vergnügen gehört; ich war von Anfang an gegen eine Verbindung der Beiden und habe sie mit Fleiß auseinander gehalten, aber sie haben sich doch zusammengefunden. Das Mädchen war rein toll und der Berliner nicht minder."

„Na, dann wird sie keine Macht der Erde auseinander bringen," sagte Christian Andrup. „Dann wünsche ich ihnen von Herzen, daß sie zusammen glücklich werden mögen; sie verdienen es, wenn wir gerecht sein wollen, alle Beide. Sie sind ja doch ganz ehrenwerthe, talentvolle junge Leute. Armand ist vielleicht ein wenig zu selbstbewußt und vorschnell in seinen Urtheilen; aber so sind die Norddeutschen, namentlich die Berliner, alle, außerdem sarkastisch, lachlustig und zu Witzen stets geneigt. Ina ist noch etwas kindlich; sie hätte sich noch gedulden und nicht so früh ein Verhältniß anknüpfen sollen, aber das ist ja ihre Sache. — Doch da ertönt die Hausglocke, Armand kehrt heim."

Gleich darauf saß Letzterer am Tische bei den alten

Leuten. Nachdem sie zuerst von seiner nahen Abreise gesprochen hatten, ergriff der junge Mann das Wort.

„Mein werther Herr Andrup," sagte er, „bei meinem Scheiden von hier darf ich doch wohl die Ueberzeugung mit mir nehmen, daß auch Sie, der eifrige dänische Patriot, jetzt eine aufrichtige Freundschaft zwischen allen germanischen Völkern, vor Allem aber zwischen meinem und Ihrem Vaterlande nicht nur für möglich, sondern auch für nützlich und höchst wünschenswerth halten werden?"

„O, das möchte ich schon," erwiderte der Angeredete; aber für mich giebt es eine conditio sine qua non, und das ist die Wiederabtretung Nordschleswigs an Dänemark. Nur dann ist an eine aufrichtige und dauernde Freundschaft zwischen uns zu denken.

Ich anerkenne ja gern, daß die Erfolge Preußens im Jahre 1866 großartige, vollständige, unerhörte waren. Ich gönne dem Grafen Bismarck ja von Herzen die Herrschaft über ein Norddeutschland bis zum Main, über ganz Deutschland, wenn er es will. Dafür verlangen wir Dänen aber auch, daß man an uns Gerechtigkeit übe, daß man die dänischen Districte Schleswigs wieder an Dänemark abtrete. Der norddeutsche Bund zählte am 1. Januar 1867 fast dreißig Millionen Einwohner, das Königreich Preußen allein gegen vierundzwanzig Millionen. Was nützt es diesem mächtigen Staate, ob er ein paarmalhunderttausend Einwohner mehr oder weniger hat? Und noch dazu Dänischredende, also Nichtdeutsche! Das verstößt gegen das heilsame, natürliche Nationalitätsprincip. Also man gestatte uns die Wiedervereinigung mit unseren nordschleswig'schen Brüdern, und wir werden Deutschlands beste Freunde, wie wir es bis zum Jahre 1848 gewesen sind."

„Ja," fiel die Frau ein, „vor 1848 waren noch glückliche Zeiten. Damals waren die Deutschen bei uns in Dänemark geachtet und geehrt. Jeder Däne kam ihnen zuvorkommend entgegen; fast Jeder setzte seinen Stolz darin, die deutsche Sprache zu lernen, sie richtig und gut zu sprechen. Aber, ach! wo sind diese schönen Zeiten geblieben? Krieg, Hader, Zerwürfniß herrschen seit 1848 zwischen uns, und die Leidenschaften sind auf beiden Seiten, Furien gleich, entfesselt. Ich verstehe von Politik nichts, ich kann nur sagen, daß mich dies Alles tief schmerzt." —

„Wer trägt die Hauptschuld an diesem beklagenswerthen Verhältniß zwischen zwei stammverwandten Nachbarvölkern, deren Religion dieselbe ist, welche sich derselben Schriftzeichen bedienen und deren Sprachen demselben Stamm entsprossen sind?" fragte Christian Andrup, sich bei der Debatte erhitzend. „Vor allen Dingen die deutsche Presse, welche seit dem Erscheinen von Christian's VIII. offenem Brief vom 11. Juli 1846, in welchem dieser König einfach Dänemarks Rechte auf Schleswig wahrte, mit einer wahren Wuth über mein kleines Vaterland herfiel und seitdem fast gar nicht aufgehört hat, dasselbe zu schmähen, zu verfolgen, öffentlich in Mißcredit zu bringen. Ich gestehe gern ein, daß es ein großer politischer Fehler war, als unsere Regierung das deutsche Element in Schleswig unterdrückte und dänisch machen wollte; aber wir haben ja 1864 die Herzogthümer verloren, die dänischen Districte sogar inbegriffen. Nun sollte man in Deutschland doch endlich aufhören, gegen uns Haß und Verachtung zu erregen. Ist die deutsche Zeitungspresse noch nicht zufrieden, daß uns Preußen

im Verein mit Oesterreich mit den Waffen besiegt hat? Muß sie unserm Unglück auch noch den Hohn hinzufügen? Hat sie gar keinen Begriff von Ritterlichkeit, von Großmuth gegen überwundene Feinde?"

Dem alten Dänen traten vor innerer Erregung die Thränen in die Augen.

„Lieber Herr Andrup," sagte der junge Deutsche mit weicher Stimme, „seit 1864 hat sich darin viel geändert. Der tapfere Widerstand, den das kleine dänische Heer in dem letzten Kriege den Heeren Oesterreichs und Preußens entgegenstellte, hat jeden Militair und die Kenner militairischer Leistungen in Deutschland mit Achtung erfüllt. Der Oberstcommandirende der preußischen Truppen in Schleswig, der geniale Feldherr Prinz Friedrich Karl, hat die Tapferkeit der dänischen Soldaten in einem Armeebefehl selbst anerkannt; ebenso Preußens König. Ja, gegenüber einer so gut geführten, einer mit so furchtbaren Waffen versehenen Armee wie der preußischen hat die dänische das Menschenmögliche geleistet, da sie bei weitem nicht so gut bewaffnet war und in mancher andern Hinsicht ihrem Feinde nicht gleich stand. Glauben Sie mir auch: jetzt, da unser Streit ausgefochten ist, giebt es Einsichtsvolle genug in Deutschland, welche die Größe der schmerzlichen Verluste auf dänischer Seite als traurige Folge des Krieges beklagen. Deutschland mußte diesen Krieg des verletzten Nationalitätsprincips wegen führen. Es ging siegreich aus demselben hervor und behielt die deutschen Herzogthümer als Preis des Kampfes. Welcher brave und einsichtsvolle Deutsche hätte jetzt noch Anlaß, die Wunden, welche das deutsche Schwert seinem nordischen Gegner schlug, nachträglich noch in boshafter

Weise durch Hohn zu vergiften? Nein, jetzt ist die Zeit des Friedens und der Versöhnung gekommen. Vorurtheilslose, unabhängige deutsche Schriftsteller haben es jetzt unternommen, vor dem deutschen Volke die vielen guten Eigenschaften der nordgermanischen Stammverwandten in helles Licht zu setzen. Ich nenne Ihnen L. Passarge, der durch sein herrlich geschriebenes Buch: „Schweden, Wisby und Kopenhagen," die Freundschaftsgefühle aller germanischen Stämme wieder zu erwecken, neu zu beleben sucht. Der sich großen Ansehens erfreuende Julius Rodenberg, ein Mann, der nicht auf der Zinne der Partei steht, hat in seinem kleinen Buche: „Ein dänisches Seebad, vier Wochen in Helsingör," dem dänischen Volke die vollste Gerechtigkeit zu Theil werden lassen. Schöner wie dieser Schriftsteller kann sich Niemand ausdrücken; mir hat er aus der Seele geschrieben.

Mit welcher Liebe hat der treffliche deutsche Romanschriftsteller Theodor Mügge Norwegen umfaßt! Wie begeistert spricht er von dessen guten, biedern Bewohnern; wie malerisch schildert er seine smaragdgrünen Fjorde, die ernsten Felsen, die schneebedeckten Gletscher, die rauschenden Wasserfälle, alle Wunder dieser erhabenen, majestätischen Natur!

Welche Wechselwirkung, ja, ich möchte sagen, welche Wahlverwandtschaft besteht zwischen den Dichtern und Schriftstellern der drei nordischen Reiche und denen Deutschlands! Einer wetteifert mit dem Andern, die Geistesproducte der stammverwandten Nachbaren zu übersetzen, um sie dem eigenen Volke zugänglich zu machen. Schwedens König, Karl XV., ist nicht nur ein König, sondern auch ein Dichter von Gottes Gnaden. Die Dich-

tungen von C* sind schon wiederholt in's Deutsche übersetzt worden. Im Jahre 1865 erschien die erste gesungene Uebersetzung von A. von Winterfeld, dem Uebersetzer Bellman's, des schwedischen Anakreon. Prinz Oskar von Schweden, der Dichter der Gesänge auf die Flotte, übersetzte Herder's Cid und Goethe's Torquato Tasso nach dem Original in's Schwedische, indem er so mit seinem königlichen Bruder um die Palme des Dichters rang.

Es würde mich zu weit führen, wollte ich Ihnen alle jene Ritter vom Geist nennen, welche in Nord- und Südgermanien im Interesse der Verbrüderung verwandter Völker einen rühmlichen Wettkampf unternommen haben. Nur muß ich noch mit freudiger Genugthuung zweier Dänen gedenken, welche sich in Dänemark, Norwegen, Schweden und Deutschland der höchsten Achtung und Verehrung erfreuen. Ich meine den dänischen Dichterkönig Adam Oehlenschläger und den überall beliebten Hans Christian Andersen. Diese beiden genialen Männer haben mit dem Seherblick des Dichters frühzeitig erkannt, daß alle germanischen Völker zusammengehören, daß ihre Geistesrichtung nicht verschieden ist, sondern dieselbe sein soll und kann. Oehlenschläger und Andersen schrieben ihre Geisteserzeugnisse sowohl in dänisch-norwegischer, wie in deutscher Sprache, so daß dann nur eine schwedische Uebersetzung nothwendig ward.

Ich könnte Ihnen, mein werther Herr Andrup, noch Manches anführen, um Ihnen zu beweisen, daß es viele edle Männer giebt, welche es sich zur Lebensaufgabe gemacht haben, die guten Beziehungen der vier germanischen Völker zu dauernden zu machen. Ueber die Böswilligkeit,

die Schmähsucht, die Kurzsichtigkeit und den verderblichen einseitigen Patriotismus wird der Fortschritt der Menschheit zur Tagesordnung übergehen. Und nun, geschätzter Herr, geben Sie mir die Hand, zum Zeichen, daß Sie an die Aufrichtigkeit meiner Gesinnung und an die Achtung glauben, welche ich für Sie und Ihr Volk hege."

Der alte Däne schlug lebhaft ein. Er und seine Gattin sagten dem jungen Manne: „Lieber Herr Armand, Ihre Denkungsart rührt uns tief. Sie denken eben so, wie der gute Karl Banemann in Berlin. Sie Beide sind zwei brave Deutsche. Wenn alle Ihre Landsleute so dächten, so müßten die Vorurtheile, die jetzt noch den Deutschen von den Skandinaviern trennen, verschwinden und aufrichtiger Freundschaft Platz machen. Wir wollten den Himmel preisen, wenn wir diese Zeit allseitigen guten Einvernehmens zwischen Norden und Süden noch erlebten!"

22.

Frederiksborg und Fredensborg.

> Seht ihr dort die altergrauen
> Schlösser sich entgegen schauen,
> Leuchtend in der Sonne Gold?
>
> Schiller.

Ein herrlicher Sonntagmorgen war wieder über den gesegneten Fluren der Insel Seeland aufgegangen. Freundlich lachte die liebe Sonne von dem wolkenlosen blauen Himmel auf Land und Meer herab. Durch die im Allgemeinen engen Straßen von Kopenhagen, welche die Stadt aber nicht als Gewirr, sondern sehr geradlinig durchschneiden, strömten Tausende von festtäglich gekleideten Menschen, welche den schönen Tag in der herrlichen freien Natur verleben wollten, und deshalb der Dampfschiffsbrücke zueilten, wo die zierlichen Dampfer bereit lagen, um Extrafahrten in den Sund und bis nach Malmö, Landskrona, Helsingborg und Helsingör zu unternehmen. Auch der Bahnhof ward von großen Menschenmassen belagert. Fortwährend gingen Eisenbahnzüge ab, um alle die Fahrlustigen schnell unter die Riesenbuchen des Thiergartens zu befördern, oder noch weiter nach den nördlicher gelegenen Stationen und bis nach Helsingör, dem Endpunkte der nordseeländischen Eisenbahn.

In einem Coupé des Zuges, der gegen acht Uhr nach

dieser Stadt, dem Schauplatz von Shakespeare's Hamlet, abging, saß Herr Adolf Hildetand mit seiner Frau, dem Lieutenant Harald, dem Schwesterpaar Emilie und Vexeline und der schwedischen Nichte. Die Eltern plauderten in der ruhigen, gemächlichen Art von Leuten, die über die Aufregungen und Stürme der Jugend hinaus sind. Der junge Offizier lehnte bequem in einer Ecke und blies den feinen Dampf einer echten Havannah sorglos von sich, die Zwillingsschwestern fingen mit Kichern an, wenn sie mit Lachen aufhörten, und Ina saß stumm in einer andern Ecke und blickte unbeweglich zum Fenster hinaus. Sie sprach heute früh mit Niemandem, weil sie sich in ihre Gedanken versenkt hatte. Belauschen wir ihren stummen Monolog!

„Die Stunde der Trennung naht," sagte sie zu sich. „Am nächsten Mittwoch verläßt mich der Geliebte; nur drei kurze Tage noch werde ich ihn in meiner Nähe haben, und noch weiß Onkel Hildetand nichts von dem Bunde unserer Herzen. Wie zitterte ich, als George vorgestern und auch gestern mit einer gewissen Feierlichkeit auf den Onkel zuschritt und den Mund zu einer Anrede öffnete; aber es kam zu keiner Erklärung, weil vorgestern ein Besuch dazwischen platzte, und weil es der Onkel gestern so eilig hatte. George erzählte mir nachher, er sei eingeladen worden, an unserer heutigen Partie nach Fredensborg theilzunehmen. Außerdem habe Onkel ihn gebeten, Gjentofte am Montag Mittag zu verlassen und die beiden letzten Tage in Dänemark ausschließlich in seiner Familie zuzubringen. Das flößt mir Hoffnung ein, da ich daraus entnehme, daß Onkel meinem George wohl will. — Doch wir haben die Station Hellerup hinter uns; bald halten

wir in Gjentofte. Wenn nur der Gegenstand meiner Sehnsucht rechtzeitig nach dem Bahnhof gegangen ist! — O, wie die Locomotive kreischt! Wir nähern uns Gjentofte."

„Ina," rief Vexeline mit schelmischem Lächeln, „bemerkst Du dort vor dem Bahnhof den jungen Mann im hellgrauen Anzug, mit dem kecken Tyrolerhut, dem derben Wanderstab und umgehängtem Ledertäschchen?"

Ina erglühte freudig; sie hatte George erkannt. Die lebhafte Vexeline winkte ihm mit ihrem Taschentuch zu. Der junge Mann eilte auf das Coupé zu, begrüßte die befreundete Familie herzlich und nahm neben Ina Platz. Der Zug dampfte weiter gen Norden.

Die beiden Schwestern hatten George allerlei Scherzhaftes zu fragen. Endlich sagte die Eine: „Sie fahren doch mit uns bis Fredensborg und bleiben den ganzen Tag in unserer Gesellschaft?"

„Nein, mein Fräulein," war die Antwort. „Wie ich gestern mit Ihrem Papa verabredete, werde ich Sie Alle nur bis Hilleröd begleiten, mir die Perle der dänischen Königsschlösser, das berühmte Frederiksborg, ansehen und dann die eine Meile durch den Wald nach Fredensborg marschiren, um in der Mittagszeit mit Ihnen zusammenzutreffen."

„Ach, Sie böser Mensch!" schmollte Vexeline. „Sie sagen uns also blos guten Morgen, um sofort wieder in die Ferne zu schweifen. Das können wir weder gut heißen, noch zugeben. Bleiben Sie nur bei uns."

Ina unterstützte diese Rede, indem sie George bittend anblickte. In diesem regte sich aber plötzlich die Oppositionslust.

„Sie müssen mir schon verzeihen, meine Damen, daß ich mich dennoch für einige Stunden empfehle. Frederiksborg ist mir allgemein als ein Zauberschloß, eine Königsburg von märchenhafter Pracht geschildert worden, so daß ich vor Verlangen brenne, sie zu sehen. Da ich Dänemark schon in den nächsten Tagen verlassen muß und nicht wissen kann, wann ich wiederkehre, so würde ich es mir zum ewigen Vorwurf machen, das Schloß nicht gesehen zu haben."

Als der Zug in Hilleröd hielt, stieg George aus und schritt rüstig dem nahen Städtchen zu. Unmuthig schauten ihm die jungen Mädchen nach.

„Dein Berliner Nachbar, Ina, scheint nicht umsonst Voltaire, histoire de Charles XII mit Vorliebe gelesen zu haben; denn er hat sich den starrköpfigen, eigensinnigen Schwedenkönig — Verzeihung, Ina! — zum Muster genommen," sagte lachend Vexeline.

„So lobe ich mir die Männer!" sagte Harald. „Was man einmal für gut und vernünftig erkannt hat, muß man auch zur Ausführung bringen. Nachgiebigkeit ist Schwachheit."

Herr Hildetand fiel seinem Sohne in's Wort: „Keine Mißhelligkeiten, Kinder. Herr Armand hat ganz vernünftig gehandelt. Sein Abstecher nach dem Schlosse ist nicht ein launischer Einfall, sondern er entsprang seinem historischen Forschungstriebe." — —

Während die Familie die Meile bis Fredensborg weiterfährt, wollen wir uns mit George das Schloß Frederiksborg ansehen. Dasselbe ward von König Christian IV. zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts in gothischem Stil erbaut. So großartig wie es durch sein

imponirendes Aeußere auf den Beschauer wirkt, so prächtig war es in seinen zahlreichen Sälen und Zimmern. War; denn in der Frühe des 17. December 1859 ward es durch eine Feuersbrunst in eine Ruine verwandelt.

Die Schloßkirche diente den Königen von Christian IV. bis auf Christian VIII. als Krönungskirche. Sie war von außerordentlicher Pracht: Silber, Elfenbein, Ebenholz, Alabaster, Glasmalereien, Kostbarkeiten aller Art machten sie zu einem wahren Kleinode. Ueber das Riesenschloß und seine Kunstschätze existirt ein beschreibendes illustrirtes Prachtwerk; der Verfasser dieser Erzählung kann sich nur auf Andeutungen beschränken.

Der am 15. November 1863 verstorbene König Frederik VII. ward durch die Einäscherung seines Lieblingsschlosses in tiefe Trauer versetzt; mit ihm aber auch das ganze dänische Volk, welches dies Schloß als Nationalheiligthum betrachtete. Jeder Staatsangehörige hält es nun für seine Pflicht, zum Wiederaufbau nach Kräften beizusteuern. Die Sammlungen hatten ein so erfreuliches Resultat, daß kaum drei Jahre später der Riesenbau, äußerlich vollendet, neu dastand. Wahrhaftig ein außerordentliches Ergebniß, wenn man in Betracht zieht, daß Dänemark ein sehr kleines Land ist.

Wie recht hat Julius Rodenberg, wenn er sagt: „Jeder Verlust an Macht ward für das dänische Volk ein Gewinn an Freiheit. Sein Patriotismus, seine wahrhafte Loyalität, seine Opferfreudigkeit, seine Liebe zu Heimath und Vaterland wuchsen in demselben Verhältniß, als dieses sich verkleinerte. Mit einer Art von wehmüthiger Innigkeit umfaßt der Däne seinen Heimathboden, er widmet ihm seine besten, edelsten Gefühle, seine

Kraft, sein Leben. Das ist es vornehmlich, was ihm die Sympathie, die Achtung, ja die Bewunderung aller Völker sichern muß."

In Betreff der dänischen Opferfreudigkeit hatte George Armand während seines einmonatlichen Aufenthalts auf Seeland Vieles erfahren, was ihn in Erstaunen setzte. So hatte der alte Christian Andrup trotz seiner geringen Einkünfte eine ganz bedeutende Summe für den Wiederaufbau von Frederiksborg hergegeben, mit der Bestimmung, seinen Namen in den öffentlichen Listen nicht zu nennen. Als dies durch ein Versehen dennoch geschah, zog er sich durch seine edle Handlungsweise den Zorn seines reichen, aber nicht so patriotischen Bruders zu.

Frederiksborg liegt mitten in einem kleinen Landsee und ist von einem wundervollen Park umgeben, Indelukket (Einhegung) genannt. Hinter dem Schlosse beginnt ein wahrer Urwald, der die schönsten Buchen und Eichen aufweist und sich nordöstlich nach Fredensborg, nördlich aber mehrere Meilen weit hinzieht.

Da George wider Erwarten vier volle Stunden brauchte, um Schloß, Kirche, Park und Wald zu besichtigen, so fuhr er, um Hildetand's nicht zu lange warten zu lassen, mit dem Mittagszuge die eine Meile nach Fredensborg weiter. In dem Hause der Familie Holmelin daselbst sollte der Versammlungsort sein. Neuer Querstrich! Die jungen Mädchen waren ungeduldig geworden und hatten die Eltern bestürmt, dem Freunde aus Berlin in der Richtung nach Frederiksborg entgegenzugehen. George mußte deshalb, um die Familie zu erreichen, ebenfalls in den Wald hinein. Nach einer guten Stunde Gehens entdeckte er helle weibliche Kleider; einige Minuten

später war der Anschluß unter Jubel beiderseits erreicht. Die jungen Mädchen umringten George und riefen lärmend und lachend: „Wir erwarteten Sie von Süden her und nun kommen Sie von Norden. O, Sie haben uns schön in die Irre geführt, Sie eigenthümlicher Mann!“

Nun ging es mit Gesang im Schatten der Bäume nach dem reizend gelegenen Städtchen Fredensborg. Es war drei Uhr, als Alle in dem Holmelin'schen Hause ankamen. In heiterer Stimmung setzte man sich zum Mittagsmahl nieder. Eine Stunde später gingen Alle in den berühmten Schloßpark.

Das Schloß und der Park von Fredensborg sind an historischen Erinnerungen reich. Alles ist hier von dem Zauber der Poesie umflossen, weil die Natur das Füllhorn ihrer Reize über diese Gegend ausgeleert hat.

Erbaut wurde das Schloß auf Befehl des Königs Friedrich IV., der es zum Andenken an den am 3. Juli 1720 zwischen Dänemark und Schweden abgeschlossenen Frieden „Friedensburg“ (Fredensborg) nannte. Der durch zwei Etagen hindurchgehende Kuppelsaal enthält Frescogemälde, welche Scenen aus jenem entsetzlichen elfjährigen Kriege darstellen. Wie ändern sich die Zeiten! Dänemark hat bis in den Anfang dieses Jahrhunderts hinein zahlreiche Kriege mit Schweden geführt; endlich aber folgte auf Nationalhaß vollständige Aussöhnung und endlich die herzlichste Freundschaft. Dies ist eine große Lehre für die Zukunft. Da die drei nordischen Reiche jetzt die Gemeinsamkeit ihrer Interessen eingesehen haben, da ihre Bewohner endlich in Wahrheit Brudervölker geworden sind, warum soll zwischen ihnen und dem stammverwandten Deutschland ewig eine Kluft bestehen? — Doch auch diese

wird sich ausfüllen, so wahr es einen Fortschritt der Gesittung und Humanität giebt!

Für jeden Deutschen ist Schloß Fredensborg noch deshalb von besonderem Interesse, weil unser Dichter Klopstock, der begeisterte Sänger des Messias, hier eine glückliche Zeit verlebte. Auf Veranlassung des dänischen Staatsministers von Bernstorff (des Aelteren) ward er von dem kunstsinnigen Könige Friedrich V. hierher berufen. Der Dichter erhielt den Titel eines dänischen Legationsraths, eben so, wie später unser Schiller, ein Jahrgehalt und freie Wohnung im Schloß.

Klopstock fühlte sich in dieser reizenden Gegend so glücklich; in vielen seiner Briefe spricht er sich darüber aus. Nicht genug weiß er die außerordentliche Güte des Königs, die Artigkeit der höchsten Staatsbeamten gegen ihn und namentlich die Reize der schönen Umgebung zu preisen. — Klopstock war von den südlichen Ausläufern des Harzes und von Thüringen nach dem nordöstlichen Seeland gekommen. —

Der Schloßpark, welcher die herrlichsten Buchen aufzuweisen hat, zieht sich bis an das Ufer des in stiller Pracht daliegenden majestätischen Esrom-See hin.

Als der Minister Graf Struensee unter dem geistesschwachen Christian VII. Dänemark beherrschte (1768—1771), war Fredensborg der Wohnsitz der ränkevollen Königin-Wittwe Juliane Marie. Hier schmiedete sie mit ihren Getreuen die Pläne zu jener Palast-Revolution, welche die junge Königin Caroline Mathilde in's Gefängniß und die Verbannung, den Grafen Struensee und seinen Freund Brandt auf das Blutgerüst führen sollte.

Nach diesen schrecklichen Ereignissen stand das Schloß lange Zeit öde und verlassen. Als das prächtige Frederiksborg 1859 abbrannte, zog Friedrich VII. hierher. Der jetzt regierende König Christian IX. bringt regelmäßig einige Sommermonate im Kreise seiner Familie daselbst zu. — —

Hildetands und George Armand wurden von ihrem Fredensborger Gastfreunde, Herrn Holmelin und dessen aus Mecklenburg gebürtigen Gattin hierher geführt. Der Kastellan des Schlosses zeigte der Gesellschaft bereitwillig die zahlreichen, königlich möblirten Zimmer. Wer diese Wohnzimmer gesehen hat, der sagt sich: hier wohnt eine glückliche Familie. In der That gewährt die dänische Königsfamilie den Anblick des schönsten, reinsten Familienglücks auf dem Thron.

Wenngleich die beiden Schlösser Frederiksborg und Fredensborg in architectonischer Hinsicht gar nicht miteinander zu vergleichen sind, so haben sie doch wenigstens etwas gemeinsam, oder richtiger, sie hatten es. Fredensborg besitzt nämlich eine Fensterscheibe, auf welche die Prinzessin Dagmar bei ihrer Abreise nach St. Petersburg mit Diamant folgende Worte schrieb: „Farvel, elskede Fredensborg!" (Lebe wohl, geliebtes Friedensburg!)

Auf einer Fensterscheibe des später abgebrannten Schlosses Frederiksborg las man von der Hand der unglücklichen Königin Caroline Mathilde die folgenden englischen Worte: „Oh, keep me innocent, make others great!" (O, bewahre mich unschuldig, mach' Andere groß.) — Hier Unglück, dort Glück auf der Sonnenhöhe des Throns! —

Doch verzeihe mir die Abschweifung, lieber Leser;

es ist mir nun einmal nicht möglich, an historischen Stätten vorüberzugehen, ohne Betrachtungen anzustellen. Dies war aber die letzte Abschweifung, und nun will ich diese Geschichte ohne Aufenthalt ihrem Ende zuführen.

Als die Gesellschaft aus Kopenhagen die Räumlichkeiten des Schlosses besichtigte, hing die blonde Ina sich wieder an den Arm ihres braunen George, und als sie wieder in den Park kamen und nun den „Marmorgarten" und das „Norwegerthal" in Augenschein nahmen, gewann die ausgelassene Laune unter dem jungen Volk wieder die Oberhand. Die zahlreichen Statuen von norwegischen Männern und Frauen aller Stände gaben zu mannigfachen Neckereien Anlaß. Als George der kleinen, starken Vexeline versicherte, jenes Standbild einer norwegischen Bauerfrau habe große Aehnlichkeit mit ihr, da ward sie aufgebracht, und es fehlte nicht viel, so hätte sie den Berliner Spaßvogel wegen dieser „Beleidigung" zum Duell herausgefordert.

Ina sprach nicht viel; sie war glücklich, mit ihrem Herzensfreunde wieder zusammen zu sein. Nur zu schnell schwanden die Stunden stillen Glücks dahin. Die Gesellschaft lustwandelte so lange unter den hohen Buchenkronen, bis sich die Dämmerung auf den Wald und den spiegelglatten Esrom-See herabsenkte. Als Alle, von dem Frieden der Natur gefesselt, stumm einherschritten, erhob George seine Stimme und sang wohlklingend und kräftig das Goethe'sche Lied:

„Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh,
In allen Wipfeln
Spüreſt Du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein ſchweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruheſt Du auch.“

23.

Morgenstunden in Charlottenlund.

> Mich hat die gold'ne Morgenstunde
> Hinausgeführt zum Meeresstrand;
> Dem klaren, lichterfüllten Grunde
> Ist Herz und Auge zugewandt.
> So stille ist's im blauen Raum,
> So stille auf der Fluth:
> Der Wind regt seine Flügel kaum
> Und jede Welle ruht.
>
> Ein seltnes, sehnsuchtsvolles Flimmern
> Durchzittert Himmel, Wasser, Luft —
> Ganz ferne seh ich Segel schimmern
> Lichtweiß in rosenrothem Duft.
> Wie ein Geheimniß schläft die Zeit,
> Der Raum vergeht in Glanz —
> Und in die Unermeßlichkeit
> Versinkt mein Leben ganz.
>
> Julius Rodenberg.

George Armand's Tage in Dänemark waren gezählt. Am Morgen nach der Fredensborger Partie ging er noch einmal nach dem Oeresund und nahm sein letztes Seebad. Zum letzten Mal durchschritt er das Waldrevier von Charlottenlund. Dieser anmuthige Wald, der Schlüssel oder das Thor zu den baumfrischen Gegenden des nordöstlichen Seeland, wird von einem breiten Reit- und Fahrwege durchschnitten, der in den ersten Morgenstunden indeß wenig oder gar nicht belebt ist. George, der Alles, was um ihn herum vorging, stets genau beobachtete, war es aufgefallen, daß fast an jedem Morgen ein mit einfacher Eleganz gekleideter Reiter, ebenfalls im Schritt,

den Weg nach dem Sund einschlug und, dort angekommen, in der Richtung der Emilia-Kilde, einer Quelle unter hohen Buchen nahe dem Strande, weiter ritt. Der Reiter, der nicht älter als vierundzwanzig Jahre zu sein schien, trug einen modernen braunen Rock, graue Beinkleider und einen glänzend schwarzen Cylinderhut.

Da George täglich bemerken konnte, daß Höflichkeit das erste Gebot auf Seeland ist, so mußte er den jungen Reiter, der ihn seit der ersten Begegnung so gewinnend anblickte, stets unwillkürlich grüßen, was dieser in der höflich-freundlichsten Weise nie zu erwidern verfehlte.

George hatte in Berlin die in einer großen Pariser Zeitung (le Siècle) erschienenen Berichte eines geist- und kenntnißreichen Franzosen (J. Vilbort) über den „siebentägigen Krieg" gelesen. Folgende Stelle aus einem der ersten Briefe, in welchem die Persönlichkeit des Kronprinzen von Preußen geschildert wird, hatte sich lebhaft seinem Gedächtniß eingeprägt:

„C'est un homme de haute taille, blond, à la physionomie intelligente et douce. La bienveillance du regard vous attire dès le premier abord. Il a naturellement la mine imposante de l'homme élevé pour le commandement; mais à coup sûr, il a horreur des poses solennelles. On dirait, au contraire, qu'il s'attache par des manières simples et des paroles cordiales à faire oublier qu'il n'est pas le premier venu." (Das ist ein Mann von hohem Wuchs, blond, mit intelligenter und sanfter Physiognomie. Sein wohlwollender Blick nimmt Dich sofort für ihn ein. Er hat naturgemäß die imposante Miene des Mannes, der zum Befehlen erzogen ist; jedenfalls aber verabscheut er jede

feierliche Haltung. Man könnte im Gegentheil eher von ihm sagen, er befleißige sich, durch einfache Manieren und herzliche Worte in Vergessenheit zu bringen, daß er nicht der erste Beste ist.)

Diese Beschreibung hätte man Zug um Zug auf den Cavalier von Charlottenlund anwenden können.

Dieser und der bescheidene Fußgänger hatten sich nun schon so oft gesehen und begrüßt, daß sie sich schon aus der Ferne erkannten. Als der junge Herr auch heute im Schritt an ihm vorbeiritt, fiel ihm die Reitgerte aus der Hand. George konnte nicht unterlassen, sie aufzuheben und dem Eigenthümer mit einer Verbeugung zu überreichen. Derselbe dankte in dänischer Sprache sehr freundlich und setzte hinzu: „Da wir uns täglich begegnen, sind wir vielleicht Nachbarn?"

„Ich wohne seit vier Wochen in Gjentofte," antwortete George; „noch heute Mittag will ich mich nach Kopenhagen begeben, um von dort aus mit dem ersten Dampfer die Rückreise nach meinem Vaterlande anzutreten. Mein Wohnsitz ist Berlin."

„Ah, dann sind Sie also ein Deutscher?" fragte der Reiter im besten Deutsch.

George bejaete und setzte hinzu, er habe nur einen Monat auf Seeland verweilt, worauf der fremde Herr lebhaft fragte: „Wie hat es Ihnen denn in Dänemark gefallen?"

Der junge Deutsche antwortete: „Ich muß offen gestehen, daß ich vor meiner Herreise von diesem Lande eine ziemlich geringe Meinung hatte. Auf landschaftliche Schönheit hatte ich gar nicht gerechnet. Aber seit meiner Ankunft in Kopenhagen hat sich meine Anschauung von

Land und Leuten wie mit einem Zauberschlage geändert. Statt dürren Haidelandes fand ich gesegnete Fluren, reiche Kornfelder, saftig grüne Wiesen und Laubwaldungen von einer Pracht, wie sie in den lieblichsten Gegenden Deutschlands nicht schöner zu finden sind. Die Hauptstadt Kopenhagen gewährte mir reichen Kunstgenuß. In den Bewohnern des Landes lernte ich ein Volk kennen, welches Intelligenz, Fleiß, Höflichkeit, Gastfreiheit, Vaterlandsliebe in sich vereinigt, welches seine großen Männer, Künstler, Dichter und Schriftsteller auf Händen trägt, welches mit seiner erleuchteten Regierung, die ihm alle vernünftigen Freiheiten gewährt, Hand in Hand geht. O, ich kann nur mit Gefühlen der lebhaftesten Dankbarkeit von hier scheiden; die in Dänemark verlebten Tage werden mir ewig unvergeßlich sein."

„Warum bleiben Sie nicht hier?" fragte der Reiter, dessen schöne Augen in höherem Glanze geleuchtet hatten, als sein deutscher Altersgenosse sich so ausdrückte, in einem Ton, der aus einem vollen und warmen Herzen kam.

„Weil alle meine Anstrengungen vergeblich waren, in der Hauptstadt eine meinen Kenntnissen angemessene Stellung zu erringen. Ich bin Lehrer der deutschen, dänischen und französischen Sprache und Mitarbeiter an einer Berliner Zeitung."

„Sie haben sich gewiß nicht an die rechte Quelle gewendet, lieber Herr," erwiderte der Reiter. Ihnen fehlt es blos an einflußreichen Bekanntschaften. Ich bin hier nicht ohne Einfluß. Wenn Sie noch einige Wochen in der Hauptstadt verweilen könnten, so würde ich Sie sicherlich irgendwo placiren können. Warum sollte ich nicht einmal etwas Ungewohntes thun, wenn es sich darum

handelte, einem kenntnißreichen, rechtschaffenen jungen Manne zu helfen."

George blickte unschlüssig vor sich nieder. Er scheute sich, zu sagen, daß seine Ersparnisse zu Ende gingen, und er deshalb seine gewohnten Beschäftigungen in Berlin unverzüglich wieder aufnehmen müsse. Er sagte deshalb:

„Mein werther Herr, ich danke Ihnen herzlich für Ihre Güte; aber länger hier zu bleiben, ist mir aus verschiedenen Gründen unmöglich."

„Dann leben Sie wohl und reisen Sie glücklich!" rief der Fremde, indem er seinem prächtigen braunen Pferde die Sporen gab, den Hut lüftete und, freundlich grüßend, in der Richtung nach Schloß Bernstorff davonsprengte.

Da George auf dem Rückwege nach Gjentofte war, mußte er dem liebenswürdigen Reiter auf demselben Wege folgen. Er betrat den Schloßpark von Bernstorff und konnte sich nicht enthalten, den rothbefrackten Portier zu fragen, ob er ihm nicht sagen könne, wer der junge Herr mit dem braunen Rock sei, der unlängst hier vorübergeritten wäre.

„Den kennen Sie nicht?" rief der Mann mit dem Dreimaster und dem Stabe eines Bataillons-Tambours erstaunt. „Das war ja Seine königliche Hoheit unser gnädigster Kronprinz!" — — — — — — — — —

George wollte nun an der königlichen Villa vorüber, als sich ihm ein unerwartetes Schauspiel darbot. An dem Portal derselben hielt eine offene königliche Equipage, in welcher vier fürstliche Personen Platz nahmen: auf dem Hauptsitz die Königin Louise von Dänemark, welche ihrer hohen weiblichen Tugenden wegen im ganzen Lande

aufrichtig verehrt wird; neben ihr ihre zweite Tochter, die ihrer Schönheit wegen berühmt gewordene Prinzessin Dagmar; auf dem Rücksitz deren Gemahl, der Großfürst-Thronfolger von Rußland, und der junge König von Griechenland, Georgios I., zweiter Sohn des Königs Christian IX. Der König und der Großfürst trugen Civilkleider; die Königin freute sich sichtlich über das gute Aussehen ihrer Tochter, welche einer blühenden Rose glich.

Als die Equipage abfuhr, sahen ihr zwei Kinder nach, welche auf der Schwelle des Portals standen: ein reizendes Mädchen von vierzehn Jahren und ein Knabe von zehn Jahren. Dies waren die jüngsten Königskinder, die Prinzessin Thyra und Prinz Waldemar.

Wer das Glück hat, die einzelnen Mitglieder dieser Königsfamilie zu sehen und zu sprechen, der begreift den Ausspruch eines berühmten russischen Violin-Virtuosen, welchem sein Talent viele fürstliche Hofzirkel erschlossen hat: „Die dänische Königsfamilie ist die liebenswürdigste in Europa; es geht in ihrem Kreise mit einer Ungezwungenheit zu, welche bei nicht der Geburtsaristokratie angehörigen Besuchern alle Scheu, alle Gêne verbannt. Die reiche Geistesbildung und die Herzensgüte aller ihrer Mitglieder lassen den Besucher fast vergessen, daß er sich an einem königlichen Hofe befindet."

Als George Armand wieder in dem Häuschen am Ende von Gjentofte angelangt war, packte er seinen Koffer und verabschiedete sich dann von dem Andrup'schen Ehepaar und der kleinen, muntern Nore. Christian Andrup,

der stets das größte Wohlwollen gegen seinen jungen Miether an den Tag gelegt hatte, war in dieser Stunde die Herzlichkeit und Liebenswürdigkeit selbst. Er brachte eine Flasche Rheinwein herbei und trank dem in die Ferne Ziehenden nach alter dänischer Sitte ein „Skaal“ (Ehrentrunk, Gesundheit) zu. Noch einmal durchschritt George in Begleitung der alten Leute alle Theile des Hauses, das freundliche Gartenstübchen und den Hausgarten. Noch einen letzten Blick warf er auf die Laube, in welcher er den ersten schüchternen Kuß auf die zarte Wange seiner Ina gehaucht, noch einen Blick auf den im hellen Sonnenschein glitzernden See. „Mir ist so wehmüthig um's Herz,“ sagte er beim Umkehren, „es beschleicht mich so traurig, als wenn ich diesen stillen, traulichen Fleck Erde niemals wiedersehen sollte. Der dänische Dichter Adam Oehlenschläger hat beim Scheiden vom Giebichenstein bei Halle eine herrliche Canzone in deutscher Sprache gedichtet, deren Anfang mir gerade einfällt, weil er, wenn man von einem Wort absieht, auch für den jetzigen Augenblick paßt. Er lautet:

Leb' wohl, du schöner Garten!
Du baumbewachs'ner Hügel!
Ihr lieben Stauden dort im grünen Thale!
Ich kann nicht länger warten;
Mich lenken andre Zügel,
Das Schicksal fernt mich von der gelben Saale.
Dich muß zum letzten Male
Ich noch den Blick auf dich, mein Garten, werfen,
Wo holde Mädchen sangen
In Stimmen, die durchdrangen
Mit seligem Vergnügen meine Nerven;
Wo Gastfreiheit und Milde
In Blumenpracht erheitert das Gefilde.

So leben Sie denn wohl; Sie, kleine liebe Nore, und Sie, werthe Frau Andrup. Sie sahen es nicht gern, daß mein Herz sich an das von Ina hing. Sie haben uns Hindernisse in den Weg gelegt; aber unsere Herzen haben sich doch gefunden, und — das Uebrige findet sich später!“ fügte George mit einem Anfluge seines Berliner Humors hinzu. „Vor der vollendeten Thatsache werden Sie sich hoffentlich beugen.“

Die alte Frau drohte mit dem Finger. „Uebermüthiger Jüngling!“ sagte sie. „Ich möchte Sie ersuchen, nicht zu früh zu triumphiren; aber glauben Sie mir: ich war Ihnen nie feindlich gesinnt; ich habe im Gegentheil nur versucht, Sie vor einem übereilten Schritt zu behüten. Sie haben nicht auf mich gehört und haben sich an die Fersen jenes Mädchens geheftet. Ich wasche meine Hände; und nun leben Sie wohl und denken Sie mitunter an die Lebensweisheit, die ich Ihnen mitgetheilt habe.“ Damit reichte sie dem jungen Manne die Hand. Dieser ging nun in Begleitung des Hausherrn die lange Dorfstraße entlang nach dem Bahnhof. George nahm in einem Coupé des nach der Hauptstadt abgehenden Zuges Platz. Andrup versprach beim Abschied noch, beim Abgang des Dampfers würde er an der Zollbude sein.

Schnell brachte das Dampfroß den jungen Mann an's Ziel. Um zwei Uhr war er in Kopenhagen. Auf dem Bahnhofe erwartete ihn — freudige Ueberraschung — seine Ina. Beide begaben sich sofort in die Hildetand'sche Wohnung, wo George von der versammelten Familie empfangen und zu Mittag geladen wurde.

Jetzt, sagte er sich, ist der entscheidende Augenblick gekommen. Jetzt mußt Du mit Herrn Hildetand ein

ernstes Wort reden. — Nach dem Mittagsmahl folgte er dem Hildetand'schen Ehepaare in ein Nebenzimmer und bat das Familienhaupt um eine Unterredung. Herr Hildetand ersuchte den jungen Mann, auf dem Sopha neben ihm Platz zu nehmen. Die Hausfrau occupirte bereits einen Beobachtungsposten am Fenster, der ihr jedoch nicht viel nützte, da sie die deutsch geführte Unterredung nicht verstand. Desto aufmerksamer beobachtete sie die Mienen der Sprechenden. Ihr Gatte bewahrte seine ruhige, ernste Haltung. Der lebhafte George aber begleitete seine schnelle Sprechweise durch illustrirende Gesticulationen. Seine Augen blitzten und sein in der Farbe der Gesundheit glühendes Antlitz wurde purpurn. George beichtete dem Onkel Ina's Alles; von ihrer in Berlin durch skandinavische Bücher herbeigeführten Bekanntschaft bis auf die Tage hier auf Seeland, in denen sie den Bund ihrer Herzen durch glühende Küsse besiegelt hatten.

Herr Hildetand hörte dem lebendigen Vortrag mit großer Ruhe zu. Endlich antwortete er: „Mein lieber, junger Freund, Ihre Mittheilungen sind mir zwar neu, aber nicht überraschend. Die Entstehungsgeschichte Ihrer Liebe geht mit Ihrer Vorliebe für die nordischen Länder Hand in Hand. Ich habe Ihren Bericht nicht ohne Bewegung gehört; denn ich habe mich davon überzeugt, daß die Liebe, die Sie zu meiner Nichte hegen, nicht ein augenblicklicher, vorübergehender Sinnenrausch ist, sondern bei Ihnen und bei ihr auf völliger Harmonie des Geistes und Herzens beruht. Wenn ich auch seit 1848 und mehr noch seit 1864 eine große Antipathie gegen Deutschland und die Deutschen im Allgemeinen hege, so ist es mir doch nicht

möglich, Sie, lieber George, dem Moloch meines politischen Hasses zu opfern. Wenn Ina meine Tochter wäre, so würde ich nicht Anstand nehmen, sie Ihnen zur Gattin zu geben; aber so kann ich Sie nur an die höhere Instanz ihres Vaters verweisen. Mein Freund und Vetter Sjöberg ist Schwede, Skandinave mit Leib und Seele; sein Widerwillen gegen das Deutschthum übertrifft womöglich noch den meinigen. Er würde daher außer sich gerathen, wenn er erführe, daß seine einzige Tochter ein Liebesverhältniß mit einem Deutschen unterhält. Er hat es wohl vorhergesehen, daß sich in Kopenhagen ein junger Mann um seine Tochter bewerben könne; aber für diesen Fall hat er mich schon instruirt. Nur ein Schwede, Norweger oder Däne darf sich seinem Liebling nahen, und auch nur ein Mann von Vermögen und aus guter Familie. Am liebsten behält er sein Kind in Stockholm. Meiner Familie hat er Ina nur anvertraut, weil ihre Mutter schon seit langer Zeit nicht mehr lebt und weil sie keine Geschwister besitzt. Ich sehe jetzt freilich ein, wie mißlich es ist, wenn Eltern das Schicksal der Kinder selbst vorher bestimmen wollen. Unsere Berechnungen werden dann in den meisten Fällen auf unerwartete Weise durchkreuzt, zunichte gemacht. Doch hören Sie, junger Freund, ich will Sie nicht hoffnungslos von Dänemark abreisen lassen: ich verspreche Ihnen, mich für Sie bei Ina's Vater zu verwenden. Da ich dabei vorsichtig und langsam zu Werke gehen muß, wird es lange Zeit dauern, ehe die Angelegenheit Ihren Wünschen gemäß geordnet sein wird. Doch ich willige gern darin, daß Sie mit Ina in Briefwechsel treten. Schreiben Sie nur recht oft; Ina wird Ihnen selbstverständlich prompt

antworten, und ich werde Sie stets zeitig von dem Stand der Dinge in Stockholm unterrichten."

Hierauf rief Herr Hildetand seine Nichte, welche klopfenden Herzens, mit wogendem Busen und hochrothen Wangen eintrat. Als ihr Oheim sie von dem Stand der Dinge unterrichtet hatte, jubelte sie vor Freude und warf sich ihm um den Hals mit den Worten: „O Du lieber Herzens-, Goldonkel, ich sage Dir meinen innigsten Dank! Und Du, liebe Tante, hast Du gehört? Mein Onkel verwendet sich für George bei meinem Vater und gestattet uns den schriftlichen Verkehr. Das ist mehr, als ich zu hoffen wagte."

„Ja, liebe Ina," sagte Frau Hildetand freundlich, „ich weiß Alles und freue mich, daß Dich die Liebe eines braven, jungen Mannes beglückt. Dein Vater müßte ja ein Herz von Stein haben, wollte er sich Eurem Glück entgegenstellen."

George's Herz war von Freude ganz geschwellt. Er nahm die Geliebte bei der Hand, sah ihr zärtlich in die Augen und führte sie zu dem Ehepaar. „Da Sie mir so großes Vertrauen schenken, verehrter Herr Hildetand, so gewähren Sie mir noch eine Bitte: erlauben Sie gütigst, daß ich an diesem schönen Nachmittage mit Ina einen Ausflug nach dem reizenden Frederiksberg mache, um noch einmal in dem entzückenden Grün eines seeländischen Waldparks zu schwelgen und um zu dem Grabe Oehlenschläger's, des dänisch-deutschen Dichters, zu wallfahren."

„Ich gewähre Ihre Bitte," entgegnete der Oheim; „verweilen Sie noch heute und morgen an der Seite

Ina's; übermorgen müssen Sie zu Schiff und über's Meer, dann hat die Lust ein Ende."

Freudetrunken zog der junge Mann mit seiner Geliebten am Arm von dannen. Auf der Straße schien sich ihm Alles im Kreise zu drehen. Auch das junge Mädchen war so selig, wie an jenem unvergeßlichen Tage im Wäldchen von Bridlöselille, als ihr der feurige Jüngling seine Liebe gestanden und sie so ungestüm an sein Herz gepreßt hatte.

24.

Trennung der Liebenden.

> Auf, Matrosen, die Anker gelichtet!
> Die Segel gespannt und den Kompaß gerichtet,
> Liebchen, ade!
> Scheiden thut weh,
> Morgen da geht's in die wogende See.
>
> W. Gerhardt.

Der Montag und der Dienstag vergingen dem jungen Paare wie ein Traum. Sie besuchten außer Frederiksberg noch einmal alle die Stätten, welche Kopenhagen so poetisch erscheinen lassen: den Rosenborger Schloßgarten, die Wälle, die lange Linie, die Esplanade vor der Citadelle mit all' ihren herrlichen alten Bäumen, ihrem Duft von Wald und See, die Liebespfade und den großen Gottesacker, den Assistenz-Kirchhof mit seiner entzückenden Blumenpracht, seinem Reichthum an Rosen, die auch jetzt noch in Farbenpracht glühten und dufteten.

Doch die Rosenzeit währt nicht ewig, und auch die Sonne scheint den Menschen nicht immer. Am Morgen des Mittwoch, des 4. September, George's Reisetag, war der Himmel mit finsteren, grauen Wolken überzogen, was nicht dazu beitragen konnte, ihn heiter zu stimmen. Nach einem pflichtschuldigen Abschiedsbesuch bei der Familie Banemann kehrte der junge Mann zu Hildetands zurück. Er fand Ina in ihrem Zimmer allein, vor dem Clavier

sitzend. Sie spielte nichts Bestimmtes, sondern entlockte dem Instrument nur leise, klagende Accorde. George sah das geliebte Wesen an mit Blicken, als wollte er ihr Bild in seine Seele aufnehmen. Ihre Augen begegneten sich; unverwandt sah Ina auf George. Ihr Spiel, welches bis dahin einem leise fallenden Regen geglichen hatte, verwandelte sich jetzt in einen silberhellen Wasserfall. Sie begann eine jener rührenden dänischen Volksweisen zu spielen, welche die Unschuld eines kindlichen Herzens dictirt zu haben scheint. Indem sie nicht aufhörte, George anzusehen, sang sie nach dieser Melodie das folgende dänische Lied:

„Naar Solen sender sine Straaler,
Med Oemhed taenker jeg paa Dig,
Naar Aftenrödens Glands sig maler,
Da er min Tanke blot hos Dig.

Du var den Förste som jeg elsked,
Du var den Förste jeg tilbad;
For Din Skyld er mit Hjerte faengslet,
Dit Billed i mit Bryst jeg bar.

Jeg kan ei skiller fra Din Side,
Mit Hjerte saarer inderst mig.
All andet Smerte kan jeg lide.
Men overgiv Dig kan jeg ei.

Nu reiser Du til fjerne Lande —
Adieu, farvel med Dig, min Ven;
Men raek mig ei den falske Haand,
Den troende har jeg givet Dig."

In wörtlicher Uebersetzung:

Wenn die Sonne ihre Strahlen sendet,
Denke ich Deiner mit Zärtlichkeit.

Wenn der Glanz des Abendroths sich malt,
Dann ist mein Gedanke allein bei Dir.

Du warst der Erste, den ich geliebt,
Du warst der Erste, den ich anbetete,
Deinetwegen ist mein Herz gefesselt,
Dein Bild trag' ich in meiner Brust.

Ich kann von Deiner Seite nicht scheiden,
Mein Herz blutet mir innerlichst,
Jeden andern Schmerz kann ich erdulden;
Aber Dich aufgeben kann ich nicht.

Nun reisest Du in ferne Lande —
Adieu, gehab' Dich wohl mein Freund;
Doch reich' mir nicht die falsche Hand,
Die glaubende hab' ich Dir gegeben.

Mit dem Ausdruck von Liebe, Schmerz, Sehnsucht hatte Ina dies einfache Lied gesungen, welches George tief zu Herzen drang. Als sie schwieg, eilte er auf sie zu, schloß sie in seine Arme und rief mit bewegter Stimme: „Geliebte Ina, leuchtender Stern in der Nacht meines Lebens, ewig will ich Dir angehören. Fühlst Du diesen Händedruck? — Sieh mir in die Augen, und kannst Du dann noch an meiner Treue zweifeln?"

„Nein, mein einziger George! Deine Augen blicken so wahr, so treu, ste sind keiner Unwahrheit fähig. Die Stunde der Trennung ist nahe, so nahe! Ach, von wie bitterem Schmerz fühle ich mein Herz zerrissen! Kaum haben wir uns gefunden und schon müssen wir uns auf lange Zeit trennen. Doch es giebt ein Wiedersehen, und diese so ferne Stunde soll uns für immer vereinigen."

Darauf sanken sich Beide zum letzten Mal in die

Arme und hielten sich lange fest umschlungen. — Da ließen sich leichte Tritte und das Rauschen weiblicher Kleider vernehmen. Auf der Schwelle des Nebenzimmers erschienen die Schwestern Emilie und Bexeline. Mitleidig betrachteten sie das junge Paar.

„Arme Ina!" riefen sie aus, indem sie ihr die Hände drückten. „Doch Herr Armand hat nicht mehr viel Zeit übrig. Kommen Sie, die Mutter läßt Sie bitten, noch einmal an unserm Mittagstisch theilzunehmen."

Bei dem Mahle wollte es zu keiner Unterhaltung kommen. Die nahe Abschiedsscene ließ kein Gespräch mehr in Gang kommen.

Punkt halb Zwei verließ George die Räume, in denen er so gern geweilt. Die ganze Familie gab ihm das Geleit nach dem Hafen. Herr und Frau Hildetand, George und Ina fuhren in einer Droschke nach der Zollbude. Hier ankerte wieder, wie vor drei Wochen, als der dicke, gemüthliche Karl Banemann abreiste, der Dampfer Stolp, nach Stettin bestimmt. Am Bollwerk, nahe dem Zollamt, standen wie gewöhnlich zahlreiche Menschengruppen umher.

George empfing jetzt zum letzten Mal noch einen neuen Beweis von der Liebenswürdigkeit der Dänen und von ihrem feinen Anstandsgefühl. Alle die Personen, zu denen er hier in freundschaftliche Beziehungen getreten war, waren jetzt zum Abschied erschienen oder ließen sich vertreten. Außer der Familie Hildetand waren anwesend: der alte Andrup, Ferdinand Banemann mit seinem ältesten Sohn Wilhelm und der norwegische Maler Olaf Larsen. Zuletzt erschien noch eilfertig Lieutenant Harald Hildetand im vollen Dienstanzuge: mit Czako, Schleppsäbel und

Schärpe. George begrüßte Alle in etwas niedergeschlagener Weise; dann trat er an Ina's Seite.

Das junge Mädchen war sehr blaß; ihre Hände waren ganz kalt. George nahm sie in die seinigen und blickte ihr unverwandt in die Augen. Olaf Larsen trat an Beide heran und sagte theilnahmsvoll: „Armes Liebespaar, dem nur ein kurzer Lenz beschieden war! Ich beklage Euch innig.“

Kurz nach zwei Uhr ertönte die Schiffsglocke, einmal, zweimal. George drückte schnell Allen die Hände; dann ergriff er die Rechte Ina's. Unwillkürlich und trotz der Anwesenheit vieler Menschen machte er Miene sie zu küssen. Das junge Mädchen blickte scheu auf ihren Oheim; doch als dieser nickte, küßte sie ihren George flüchtig auf den Mund.

„Meine Cousine thut ja gerade, als wäre sie im Liebes-Exercitium noch Rekrut,“ sagte der Lieutenant, spöttisch lächelnd, zu dem Norweger.

Die Landungsbretter waren eingezogen; mit einem mächtigen Ruck flog der Dampfer von dem Anlegeplatz in das breitere Fahrwasser.

„Es war an einem jener Herbstnachmittage von hoher Schönheit, wie sie den nördlichen Gegenden oft als ein langer, süßer, sonniger Traum geschenkt sind. Der Himmel und das Meer glühten in freudiger Umarmung und goldenes Licht erfüllte den Aether. Die Fernsicht war klar, in all' seinen feinen Farben schimmerte das Ufer, und der sanfte Wind trug noch einmal den Heugeruch und Duft aus Seelands Wäldern und Wiesen zu uns herüber. Wir standen auf dem guten Dampfschiff, das segelfertig lag zur Heimkehr nach Deutschland, und sie standen auf der Landungsbrücke, uns ein letztes

Lebewohl zu sagen. Das Schiff ging; aber lange noch blieben sie stehen, ihm nachzublicken, und lange noch stand ich am Mast, um nach ihnen, nach dem Strande, nach Dänemark zu sehen, die nun Eins nach dem Andern uns entschwanden, während wir das Dreikronen-Fort passirten und das offene Meer erreichten, welches mit munteren, bläulich-grünen, funkelnden Wellen um unsern Kiel sprang. Nur noch eine silberne Linie zwischen dem Himmel und der See war da, wo Dänemark gewesen; in der weiten Einsamkeit konnte mein Auge die Stelle nicht mehr finden, wo die Tücher uns zum Abschied gewinkt. Bald versank auch der Küstenstreif, und Nichts mehr war von Dänemark übrig, als was ich davon im Herzen bewahrte."

So erzählt der deutsche Schriftsteller Julius Rodenberg seinen Abschied von Dänemark. Auch dieser ließ am Ufer neugewonnene, liebe Bekannte und Freunde, echte Dänen, zurück. Was Rodenberg damals — im September 1866 — empfand, genau dasselbe fühlte, erlebte George Armand ein Jahr später. Da der Verfasser der vorliegenden Erzählung sich nicht schöner, poetischer auszudrücken wüßte, wie sein geistreicher Landsmann, der vielgelesene Schriftsteller von Ruf, so hat er nicht umhin gekonnt, obige Schilderung aus Rodenberg's Feder hier einzuflechten.

Als George nichts weiter wie Himmel und Wasser um sich her sah, versank er in Betrachtungen über die Wandelbarkeit des menschlichen Glücks; und als Ina von dem Dampfer nichts mehr sehen konnte, nicht einmal mehr eine Idee von einer Rauchwolke, da wurde ihr das Herz noch schwerer, wie es schon war. Betrübt ging sie

nach Hause, setzte sich in ihrem Zimmer an's Fenster und erleichterte sich durch einen Thränenstrom. Als die Sonne sich verfinsterte, dichte Gewitterwolken sich aufthürmten und ein orkanartiger Sturm die Bäume und Sträucher im Rosenborger Schloßgarten hin und her peitschte und starke Aeste und Zweige abriß, rief sie angstvoll:

„O, wie schrecklich muß es jetzt auf der See sein! Die Angst, die ich jetzt ausstehe, ist unaussprechlich. Wie mag jetzt der Dampfer Stolp, dies .... Fahrzeug umhergeworfen werden. O, hätte ich doch erst einen Brief von meinem George!“

25.

Das Meer zwischen Beiden.

Es wälzt das Meer schon seine Wogen,
Die blauen, zwischen dir und mir,
Du bist zur Heimath fortgezogen,
Ich steh' noch in der Fremde hier,
Und über's Wasser, durch die Steppen
Führt keine Brücke mich, kein Steg,
Hoch über meiner Klage schleppen
Sich bange Tage langsam weg.

Franz Dingelstedt.

Der Dampfer Stolp, der stets mehr Fracht- als Passagierschiff war, braucht zu der Reise von Kopenhagen nach Stettin gewöhnlich zwanzig bis vierundzwanzig Stunden. Als er am 4. September 1867 kaum zwei Stunden in See war, erhob sich ein Unwetter. Heftiger Sturmwind, starker Wellenschlag warfen das Fahrzeug wie eine Nußschale hin und her, so daß die Passagiere sich mit Mühe über Deck aufrecht erhalten konnten. Da der Wind contrair ging, ward der Dampfer wieder zurückgetrieben, außer Stande, die hohen Wellen zu durchschneiden. Der Capitain sah sich um halb neun Uhr Abends endlich genöthigt, die Fahrt einzustellen und auf offener See Anker zu werfen. Man befand sich etwa dreitausend Schritt von dem Dorfe Falsterbo an der Südwestspitze von Schweden.

Da das Wetter schlecht blieb, konnte die Weiterfahrt erst achtzehn Stunden später, am Donnerstag Nachmittag drei Uhr, fortgesetzt werden. Nach einer äußerst lang-

samen Fahrt von weiteren dreiundzwanzig Stunden langte der Stolp endlich in Stettin an.

Von hier aus fuhr George Armand mit dem nächsten Bahnzuge nach Berlin. Bei einbrechender Nacht langte er wieder in der Schöneberger Straße bei seiner früheren Wirthin an, die er brieflich von seiner Rückkunft benachrichtigt hatte. Frau Thiele war äußerst erfreut, ihren Miether wieder zu haben. „Wie Sie sich aber verändert haben, Herr Armand!" rief sie aus. „So dick, roth- und vollbäckig habe ich Sie noch nie gesehen, und in Ihren dunklen Kinnbart haben sich blonde Haare verirrt. Na, daran ist gewiß die liebe Sonne Schuld. Das Dänemark muß ja ein wunderbares Land sein, da es in vier Wochen bei einem Menschen eine so erstaunliche Veränderung zu Wege bringen konnte. Jedenfalls bin ich froh, Sie wieder hier zu haben." So plauderte die Frau in der Freude ihres Herzens.

George besuchte am Morgen nach seiner Ankunft zuerst seinen alten Freund Karl Banemann, der ihn mit den Worten empfing: „Willkommen in Berlin, mein lieber Herr Armand! Endlich sind Sie also doch wieder hier. Nun erzählen Sie mir aber recht viel von Kopenhagen. Daß es Ihnen da gut gegangen ist, sehe ich Ihnen an."

Als der junge Mann seine Erlebnisse erzählt hatte, wobei er mit großer Offenheit zu Werke ging, da Karl Banemann ein zu gutmüthiger Mann, eine zu grundehrliche Seele war, um zu seinem Liebesverhältniß scheel zu sehen, da rief der scherzliebende alte Herr fröhlich: „Siehste, wie Du bist! Habe ich es nicht schon vor einem Jahre gesagt, daß mein junger Freund sich in die blonde

Schwedin versehen hat? Aber Sie wollten es damals nicht Wort haben. — Na, es hat sich also doch gemacht; das freut mich von Herzen. Dann ist ja die beste Aussicht, daß Sie mit der Zeit ein alter Schwede werden. Ha ha ha ha!" —

Nach diesem Besuch ging George wieder an seine Arbeit, die ihm vortrefflich von der Hand ging, da er jetzt für die Gründung eines eigenen Herds schaffen wollte. Dabei begünstigte ihn das Glück auf unverhoffte Weise. Sein Chef-Redacteur, der mit dem interimistisch eingestellten Vertreter George's durchaus nicht zufrieden gewesen war, nahm ihn mit Freuden wieder an und erhöhte sein Honorar beträchtlich. Ebenso fanden sich bald wieder alte und neue Schüler in großer Anzahl ein. George's Arbeitslust und Kraft waren in Folge der Seebäder und der beständigen starken Bewegung in freier Luft mächtig erregt und gewachsen. Immer mit dem Ziel vor Augen, sich durch eigene Kraft einen häuslichen Herd zu gründen, arbeitete er mit einer Energie sonder Gleichen.

So vergingen zwei Jahre, die ihm deshalb schnell verstrichen, weil ihm seine vielen Arbeiten nicht Zeit ließen, Grillen zu fangen. —

Wie sah es aber während desselben Zeitraumes in Kopenhagen aus?

Hier kämpften im wahren Sinne des Wortes Liebe und Kabale miteinander.

Kaum war George von dort abgereist, als Ina sich bei ihrem Oheim heftig über dessen Mutter, die alte Frau Andrup, beklagte. Diese habe, so sagte Ina, Alles gethan, um sie von George zu trennen; sie habe sie sogar bitter

verleumdet, um George alle Lust zu benehmen, mit ihr in näheren Umgang zu treten.

Herr Hildetand, der aus diesem Klagebericht schloß, hier sei eine wohlangelegte Intrigue der Familie Banemann im Hintergrunde, gerieth außer sich. Sofort fuhr er nach Gjentofte hinaus und machte seiner Mutter eine heftige Scene, in Folge deren er für lange Zeit allen Verkehr mit ihr und der Familie Banemann abbrach.

Die so Angegriffenen wußten sich dafür zu rächen. Sie benutzten die Kenntniß von dem Rendezvous des Liebespaares in Bridlöselille, um daraus vergiftete Pfeile gegen Ina zu schmieden.

Jedem, der es hören wollte, erzählten sie, daß das Paar bei Beginn der Nacht in einem entlegenen Eisenbahnstationsgebäude in vertraulichem Verkehr getroffen worden sei. Die böse Welt, die bekanntlich immer das Schlimmste glaubt und voraussetzt, lächelte höhnisch und zuckte schadenfroh die Achseln.

Der Ruf der armen Ina litt dabei gewaltig. Sie selbst erfuhr von den umlaufenden Gerüchten erst zuletzt etwas. Ihre Gegner waren schlau genug gewesen, auf George die Anklage der Indiscretion zu werfen. So wußte man in den Busen des jungen Mädchens in verabscheuenswerther Weise den giftigen Samen des Zweifels zu streuen, den sie in einem ihrer Briefe an George auszusprechen nicht unterließ.

Der Briefwechsel zwischen den beiden Liebenden ward in dänischer Sprache geführt, da Ina nicht Deutsch und George nicht Schwedisch correspondiren konnte. Unter den vier germanischen Sprachen bilden die deutsche und die schwedische die Extreme, während die dänisch-norwegische

den Uebergang zwischen diesen beiden vermittelt und erleichtert. Will man daher alle vier Glieder der großen germanischen Familie vereinigen, so müßte man — und mit Recht — Schweden und Norwegen Nord-Germanien, Dänemark Mittel-Germanien und Deutschland Süd-Germanien nennen. Dänemark würde also die wichtige Stellung des Bindungsgliedes zwischen den Extremen, des Uebergangsvermittlers zwischen Norden und Süden zufallen. Es hätte somit nicht allein eine ehrenvolle Rolle zu spielen, sondern auch eine kulturhistorische Mission zu erfüllen. Ist es sich dieser seiner Aufgabe erst einmal bewußt, dann muß die feindselige Stimmung gegen Deutschland, wo sie noch herrscht, von selbst verschwinden und an ihre Stelle die allein segensreiche herzlichste Freundschaft zwischen beiden Ländern treten, wodurch die neue Aera des Friedens zwischen allen germanischen Völkern eröffnet würde. — —

George erhielt eines Tages einen Brief von Ina mit bitteren Anklagen und Vorwürfen „wegen unvorsichtiger Veröffentlichung dessen, was in Bridlöselille geschehen sei". Er hatte Mühe, sich zu rechtfertigen; also mußte sich das junge Mädchen wohl arg gekränkt fühlen. Doch endlich siegte ihre Liebe über die Intriguen mißgünstiger Verwandten, und ihre Briefe wurden wieder ganz so herzlich und ebenso zärtlich, wie anfänglich.

Im Laufe der Zeit, vom Herbst 1867 bis dahin 1869, bewarb sich noch mancher junge Mann um ihre Gunst. Wenn sie auch Keinen abstoßend behandelte, so machte sie doch Niemandem Hoffnungen, weil sie stets das Bild ihres unvergeßlichen George vor Augen und im Herzen hatte.

Was nun den Stand der Dinge in Stockholm betrifft, so hatte Herr Hildetand seinem jungen Freunde in Berlin gemeldet, daß sein Vetter Sjöberg sich ungemein schwierig erweise. Im October 1869 erhielt George eine neue Meldung: Ina's Vater sei in den letzten Tagen in Kopenhagen gewesen, um seiner Tochter eine Heirath mit einem jungen schwedischen Arzte vorzuschlagen. Diese habe den Antrag aber fest und bestimmt abgelehnt und ihrem Vater ihr Verhältniß zu George gestanden. Hierauf großer Zornausbruch des Vaters. Auf Zureden des Hildetand'schen Ehepaares hatte er endlich erklärt, seine Tochter möge thun, was sie nicht lassen könne; sie würde aber nicht Einen Rigsdaler ihres Vermögens erhalten. Mit dieser Erklärung reiste der erboste Papa nach Stockholm zurück.

George schrieb Herrn Hildetand am Neujahrstage 1870, er stehe pecuniär jetzt so da, daß er auch eine Frau ohne Vermögen brauchen könne; sein sehnlichster Wunsch sei der, spätestens Anfangs Juni mit Ina kirchlich vereinigt zu werden. Er möge doch seine Zustimmung zu der sofortigen Verlobung geben.

Wie glücklich war der junge Mann, als Herr Hildetand zustimmend antwortete, den Austausch der Verlobungsringe durch recommandirte Briefe bewirken ließ und ihm eine Kopenhagener und eine Stockholmer Zeitungsnummer mit der Verlobungsanzeige sandte.

Hierauf hatte George zunächst nichts Eiligeres zu thun, als die Anzeige in der Berliner Vossischen Zeitung, dem geeignetsten Organ für Verlobungsanzeigen, abdrucken zu lassen und die betreffende Beilage unter Kreuzband nach Kopenhagen zu senden. Herr Hildetand erwiderte

einige Zeit nachher auf diese Sendung hin, er bitte seinen jungen Freund, am 1. Juni in Kopenhagen einzutreffen, damit einen oder zwei Tage später die Trauung vollzogen werden könne.

Der glückliche Bräutigam versprach dies und richtete gleichzeitig das folgende Schreiben an seine Braut:

„Geliebte Ina!

Endlich, endlich ist der Tag festgesetzt, der uns für immer vereinigen soll. Unsere heißesten Wünsche, die wir mit vieler Geduld jahrelang in dem festen Vertrauen auf ihre endliche Erfüllung hegten, haben nunmehr eine bestimmte Grenze in dem uns vorgezeichneten Termin. Meine Freude ist außerordentlich; ich werde von jetzt ab die Tage zählen, die mich noch von Dir, mein Engel, und von dem Altar trennen.

In Betreff der kirchlichen Feierlichkeit lege ich Dir zwei Wünsche dringend an's Herz: Erstens möchte ich nicht, daß der Trauact in Kopenhagen vollzogen wird. Dort giebt es nur eine einzige evangelische Kirche, welche mir gefällt: die Frauenkirche mit Thorwaldsen's herrlichen Marmorstandbildern des Erlösers und seiner zwölf Apostel. Dieser hehren Pracht gegenüber komme ich mir unwürdig vor. — Geliebte Ina! Fliehen wir die große Stadt mit ihrem Werktagslärm und eilen wir auf das Land hinaus. Ich möchte in dem Kirchlein von Gjentofte mit Dir vereinigt werden. Sahen wir uns in diesem schmucken Dörfchen nicht zuerst in ungezwungener Weise? An dem idyllischen kleinen See? —

Aber noch etwas Anderes bestimmt mich dazu, die Gjentofter Kirche zu wählen. Du weißt, wie sehr ich die

großen Dichter verehre, wie ich es liebe, ihren Spuren nachzugehen. Nun so wisse denn, was ich entdeckt habe: in der Kirche zu Gjentofte ließ sich am 17. Mai 1810 Adam Oehlenschläger mit seiner Christiane trauen. Das verleiht dieser Dorfkirche in meinen Augen eine große Weihe.

Meine zweite Bitte ist folgende: Sorge bei Onkel Hildetand dafür, daß wir bei der Trauung möglichst wenig Zeugen haben. Je weniger, desto besser. Meine Andacht würde durch viele Trauzeugen nur beeinträchtigt werden.

Indem ich Dir im Uebrigen bestes Wohlergehen wünsche, verbleibe ich

Dein
Dich innig liebender
George.

Berlin, 1. März 1870."

Ina antwortete hierauf, daß sie sich mit aufrichtigem Vergnügen den Wünschen ihres Bräutigams füge, welche ihren eigenen Anschauungen genau entsprächen.

26.

Vereinigung.

Lieblich in der Bräute Locken
Spielt der jungfräuliche Kranz,
Wenn die hellen Kirchenglocken
Laden zu des Festes Glanz.
Schiller.

Wieder war der wunderschöne Monat Mai erschienen und hatte mit seinem Blüthenschnee die Fluren geschmückt. An einem der letzten Tage dieses Monats reiste George Armand in Begleitung seines alten Freundes Karl Banemann über Stralsund und Malmö in Schweden nach Kopenhagen. Als sie auf dem Verdeck des kleinen Dampfers standen, der mit ihnen von der schwedischen Küste nach der dänischen Hauptstadt über den Sund schwamm, hielt George folgende Anrede an seinen Begleiter:

„Mein bester Herr Banemann, nehmen Sie meinen herzlichsten Dank dafür entgegen, daß Sie aus Freundschaft für mich und um meiner Trauung beizuwohnen, die weite Reise unternommen haben. Sie würden mich noch mehr verpflichten, wenn Sie mir einen großen Dienst leisten wollten. Da ich mich jetzt auf der Schwelle zur Erfüllung meines liebsten Wunsches sehe, werden Sie es begreiflich finden, daß es mich außerordentlich betrübt, in Dänemark Personen zu kennen, welche aus ehemaligen

Freunden jetzt meine Feinde geworden sind. Ich meine die alte Frau Andrup, Ihren Bruder Ferdinand und dessen Gattin, Frau Elisa. Wer würde besser als Sie im Stande sein, eine Versöhnung zwischen uns herbeizuführen? — Unterziehen Sie sich diesem guten Werke und ich werde Ihnen ewig dankbar sein!"

Der corpulente alte Herr erwiderte: „Herzlich gern, junger Freund. Obgleich ich kein Diplomat bin, so traue ich mich doch dies Friedenswerk zu Stande zu bringen. Was? Sie, der Stifter, und ich, das erste Mitglied des pangermanischen Freundschaftsbundes, sollten Feinde in Dänemark haben? Das wäre ebenso gut, als wenn der unfehlbare Papst eine Todsünde beginge. Nichts da! Ich werde mir meinen Bruder, die Schwägerin und Großmutter Andrup schon kaufen, wie man in Berlin zu sagen pflegt. Verlassen Sie sich nur auf mich." —

In der vierten Nachmittagsstunde legte der Dampfer an der Quästhuusbrücke in Kopenhagen an. Da die beiden Berliner die Zeit ihrer Ankunft absichtlich keinem ihrer Kopenhagener Bekannten mitgetheilt hatten, war Niemand zu ihrem Empfange anwesend. Hätten sie dagegen anders gehandelt, so würde die Landungsbrücke vielleicht Zeuge eines Streites zwischen den dänischen Capuletti und Montecchi geworden sein. Mit dem Versprechen, bald wieder zusammenzutreffen, trennten sich die beiden Reisegenossen.

George wandte sich nach dem Neuhafen, einem Canal, der auf dem Königsneumarkt mündet, ging dann die Gothers-Gade hinab, bog in die Kronprinzeß-Gade ein, erreichte bald das betreffende Haus und eilte nun die Treppe zur Hildetand'schen Wohnung hinauf. Auf dem

Flur oben blieb er eine Weile stehen, denn das Herz klopfte ihm mit furchtbarer Heftigkeit, und alles Blut drängte sich ihm zu Kopf. Dann klingelte er. Die Thür öffnete sich, und Vexeline Hildetand erschien in derselben. Froh überrascht stieß sie einen leisen Schrei aus. George winkte ihr bedeutungsvoll Schweigen zu und trat in das Vorzimmer. Hier hörte er die Töne des Claviers. Schnell trat er in das anstoßende Zimmer. Seine Ina ward durch das Instrument und ihre Notenblätter verdeckt. Leise bewegte er sich einige Schritte vorwärts, und plötzlich stand er vor ihr. Das junge Mädchen ließ die Tasten los, daß noch ein Ton nachzitterte, sprang auf und:

„In den Armen liegen sich Beide
Und weinen vor Schmerz und vor Freude."

Als sie endlich Worte fanden, riefen George und Ina gleichzeitig: „So hab' ich Dich endlich, endlich wieder! Nun sind wir aber für immer vereint, um uns nie mehr zu trennen. Dank sei dem Himmel, der uns diesen Tag erleben ließ!" Dann sahen sie sich immer und immer wieder an. Jeder freute sich über das gute, gesunde Aussehen des Andern.

Nach und nach stellten sich die übrigen Mitglieder der Familie Hildetand ein und bewillkommneten George auf das Herzlichste. Herr Hildetand theilte ihm mit, daß alle Vorbereitungen zur Trauung getroffen seien und daß diese Donnerstag, den 2. Juni, Nachmittags zwei Uhr stattfinden solle.

Da George hiernach nur noch einen freien Tag hatte, so beschloß er, ihn gut zu benutzen: In Begleitung von Karl Banemann begab er sich zu der Familie seines Bruders, die von dem Stande der Dinge vollständig unter-

richtet war. Karl hatte zu Gunsten seines jungen Freundes schon gesprochen und sogar zwei Fliegen mit Einem Schlage getroffen, weil Großpapa Andrup zufällig auf Besuch mit anwesend war.

Frau Elisa Banemann wollte anfänglich von einer Versöhnung nichts wissen. Sie hielt George erst seine Sünden vor.

„Sie haben uns," sagte sie, „im Jahre 1867 nur so lange besucht, als mein Schwager Karl in Kopenhagen war. Ihr erster Schritt nach seiner Abreise war in das Haus meines Bruders, in dessen Familie Sie später ausschließlich verkehrten, während Sie unsere Einladungen ausschlugen. Ihre Hauptsünde ist aber die, daß Sie zwischen meinem Bruder, mir und meiner Mutter Streit und Unfrieden hervorriefen; und dies Alles wegen Ihrer Neigung zu Ina. Indeß, dies ist schon lange Zeit her. Die Familienzwiste haben sich ausgeglichen und sind schon so gut wie vergessen. Da Sie die Vermittelung meines Schwagers Karl angerufen haben und die Wiederanknüpfung freundschaftlicher Beziehungen wünschen, so will ich Ihnen in derselben Weise entgegenkommen und erkläre den Frieden zwischen Ihnen, mir und meiner Familie für geschlossen."

In Gjentofte ward die Versöhnung in ähnlicher Weise zu Stande gebracht.

Der nächste Morgen — am Hochzeitstage — brachte eine neue Ueberraschung. Unerwarteter Weise erschien Ina's Vater, Herr Karl Sjöberg, direct von Stockholm kommend. Dies war ein stattlicher Mann von fünfundvierzig Jahren, der, wie alle feineren Schweden, etwas Würdevolles in seinem Wesen hatte und sich stets sehr ge-

wählt kleidete. Sein blondes Haupthaar war sehr dünn, die Stirn erschien wegen dieses Mangels sehr hoch, dafür trug er einen mächtigen, in's Röthliche spielenden Backenbart, wie man ihn vorzüglich bei See-Offizieren findet. Obgleich Herr Sjöberg es liebte, sich ein strenges Ansehen zu geben, so verriethen seine blauen Augen doch eine unverkennbare Gutmüthigkeit. Trotzdem er sich gern Skandinave nannte und die in Schweden seit 1864 Mode gewordene Deutschfeindlichkeit zur Schau trug, so sprach er doch ganz vorzüglich Deutsch.

Seine erste Frage war nach seiner Tochter. Ina war bei der festlichen Toilette, erschien aber bald bei ihrem Vater. Die schlanke Gestalt der Jungfrau war ganz in Weiß gekleidet; ihr reiches, goldfarbiges Haar war mit der Myrthenkrone geschmückt. Noch nie hatte sie so schön ausgesehen, wie heute. Ihre gewöhnlich blasse Gesichtsfarbe hatte sich heute in das lieblichste Roth verwandelt. Das Auge des Vaters verweilte mit freudigem Stolz auf den Zügen des holden Kindes. Bald umarmte er die Tochter und fragte halb vorwurfsvoll: „Und das Alles wegen eines Deutschen?"

In diesem Augenblick erschien der Bräutigam, ebenfalls in angemessener Feierkleidung. Ina nahm ihn bei der Hand und führte ihn ihrem Vater zu: „Dies, lieber, guter Vater, ist mein George; willst Du ihm nicht Deine Liebe zuwenden?"

Herr Sjöberg sah ihn lange an; er schien mit einem Entschluß zu kämpfen. Endlich sagte er: „Wissen Sie, Herr Armand, daß ich Ihnen sehr böse bin? Sie haben das Herz meiner Tochter geraubt. Ich glaubte dieselbe in einem Berliner Mädchenpensionat ganz sicher vor aller

Verführung. Sie aber verstehen es, sich ihr zu nahen und werfen die Brandfackel der Liebe in ein unschuldiges Herz. Ich lasse meine Tochter schnell hundertundfünfzig Meilen weit nach Norden, nach Stockholm, reisen und riskire es später, sie der Familie Hildetand in Kopenhagen anzuvertrauen. Was haben Sie zu thun? Sie, als Berliner, eine Landratte von Profession, wagen sich auf die See, schwimmen nach der dänischen Hauptstadt und wissen sich bei der Ihnen ganz fremden Familie Hildetand einzuführen. Meine Tochter hatte Sie sicherlich ganz vergessen; aber als unerschrockener Preuße laufen Sie noch einmal Sturm und triumphiren über ein schwedisches Herz! Ich habe also wieder Recht, wenn ich behaupte: alles Unglück auf d r Welt richten die Deutschen und besonders die Preußen an. Ich verabscheue sie deshalb Alle."

„O, lieber Vater," fiel Ina ein, „Du hast Recht und auch Unrecht. Ich will Dir gestehen, wer die Schuld trägt, daß wir Beide uns kennen lernten: Graf Bismarck! Denn gäbe es keinen Bismarck, so hätte Preußen nicht den Krieg von 1866 geführt. Wäre dieser Krieg nicht gewesen, so wären keine Verwundeten nach Berlin gekommen. Dann hätte unsere Aebtissin nicht zwei Verwundete aufgenommen und sie neben George's Zimmer gebettet. Ich wäre dann nicht in letzteres gekommen, hätte seine schwedischen Bücher nicht gesehen, sie nicht gelesen und mich nicht bei ihm dafür bedankt. Kurz, ich hätte nicht erfahren, daß er überhaupt in der Welt ist. — So folgt Eins aus dem Andern. Graf Bismarck bleibt aber die Quelle alles Uebels, alles Segens. Es lebe Bismarck, unser Ehestifter!"

„Ina, Ina, wie bist Du gesunken!" jammerte der schwedische Vater.

„Ja," fuhr die Tochter lustig fort, „ich bin für Schweden verloren; aber meinen George will ich gänzlich für Schweden annectiren; er muß jetzt Schwedisch lernen. Und nun, Herzensvater, gieb uns Deinen Segen!"

Die beiden jungen Leute ließen sich vor dem alten Schweden auf die Knie nieder und schauten bittend zu ihm auf. Um das Tableau vollständig zu machen, erschienen jetzt Herr und Frau Hildetand und die Schwestern Emilie und Vexeline. Alle riefen bittend: „Onkel Sjöberg, sei kein Barbar und ertheile ihnen Deinen Segen!"

Herr Hildetand ergriff den linken, seine Frau den rechten Arm des Verwandten, während die beiden Fräulein sich anschickten, ihm den langen Backenbart auszuraufen. In Folge dieser moralischen und physischen Pression mußte Herr Sjöberg bald nachgeben. Sein guter Geist regte sich in ihm und ließ ihn sagen:

„Ja so!*) — Wenn Ihr Euch durchaus haben wollt, Kinder, so nehmt Euch in Gottes Namen. Empfanget meinen Segen zu Eurer Verbindung, lebt glücklich und — erziehet Eure Kinder zu braven Menschen. Du, meine Tochter, mußt mir versprechen, ihnen Schwedisch zu lehren. Alsdann will ich mich mit dem Gedanken aussöhnen, daß Du einen Deutschen zum Lebensgefährten erkoren."

Ina erglühte in holder Scham und verbarg ihr Antlitz an der Brust ihres Bräutigams, der sie zärtlich an sich drückte.

---

*) „Ja so" ist ein schwedischer Lieblings- und Universal-Ausdruck. D. Verf.

„Und nun zur Kirche!" trieb der Papa, der plötzlich große Eile zu haben schien. Alle fuhren nach dem Bahnhof und sofort mit dem Zuge nach Gjentofte weiter.

In der dortigen kleinen Kirche ward die feierliche Handlung vollzogen. Als Zeugen waren außer den genannten Personen auch der Lieutenant Harald, der Norweger Olaf Larsen, Christian Andrup und Karl Banemann erschienen. Die alte Frau Andrup hatte sich wegen zunehmender Altersschwäche entschuldigen lassen.

Nach der Trauung verließen George und Ina Arm in Arm, die Kirche, um von jetzt an zusammen durch das Leben zu wandeln. Beide fühlten sich unendlich glücklich.

In dem Gartenzimmer des Andrup'schen Hauses nahmen Alle ein heiteres Mahl ein. Nach demselben durchschritt das junge Ehepaar den Garten. Lächelnd betrachteten sie den Rosenstrauch, von welchem Ina vor drei Jahren eine Rose abgepflückt hatte, um sie George als erstes Zeichen ihrer beginnenden Neigung zu überreichen. Ebenso betraten sie auch die Laube am See, in welcher ihr George damals den ersten Kuß geraubt hatte.

Bevor die Gäste aus der Stadt nach Kopenhagen zurückkehrten, richtete George noch folgende Worte an sie:

„Verehrte und liebe Anwesenden! Meine stets gehegte Vorliebe für die nordischen Bruderstämme hat einen schöneren Lohn gefunden, als ich je erwartet hätte. Ich schließe jetzt eine Tochter Nord-Germaniens, eine junge Schwedin, als Gattin in meine Arme. Dieser Erfolg soll ein wahrer Sporn für mich sein, in Zukunft lebhafte Freundschaftsgefühle für die stammverwandten Völker unter meinen deutschen Landsleuten zu erwecken und zu pflegen. Ich reise mit meiner jungen Frau jetzt ab, um

in Deutschland, in Berlin, meinen Wohnsitz zu nehmen. In Zukunft wird zwischen uns und den Lieben in Dänemark und Schweden das baltische Meer hin und her rollen. Wenn uns so also eine starke natürliche Grenze trennt, so bleiben wir uns doch im Geiste stets nahe; alsdann wird das baltische Meer für uns nicht mehr die Schranke sein, die uns trennt, sondern die Brücke, die uns verbindet!"

27.

Schluß.

Reich' mir die Hand mein Leben!
Komm' in mein Schloß mit mir.
Aus „Don Juan".

Noch an demselben Abend verließen Karl Sjöberg, seine Tochter Ina und deren Mann Kopenhagen, fuhren mit dem Dampfer über den Sund nach Malmö und sofort mit der Eisenbahn nach der nahen schwedischen Universitätsstadt Lund. Ina trennte sich hier unter heißen Thränen von ihrem Vater, der ohne Aufenthalt nach Stockholm zurückreiste. Herr Sjöberg versprach seiner Tochter, sie nach Ablauf einiger Monate in Berlin zu besuchen, um später ganz nach Kopenhagen überzusiedeln, wo sein bester Freund, Adolf Hildetand, wohnte.

George und Ina blieben vierundzwanzig Stunden in dem alten Lund, der Stadt Tegner's, des schwedischen Dichterkönigs. Hierauf fuhren sie nach Malmö zurück, machten die Seefahrt nach Stralsund und reisten mit dem ersten Zuge nach Berlin weiter. Hier haben sie für immer ihren Wohnsitz genommen. Sie leben glücklich und zufrieden bei einander.

Der freundliche Leser, welcher den Verfasser bis hierher begleitete und sich mit seinen Ideen befreundet hat wird mit ihm wünschen, daß alle germanischen Völker von jetzt ab in ebenso inniger Freundschaft leben mögen, wie die Mehrzahl der in diesem Buche auftretenden Personen.

Druck von G. Pätz in Naumburg a/S.



